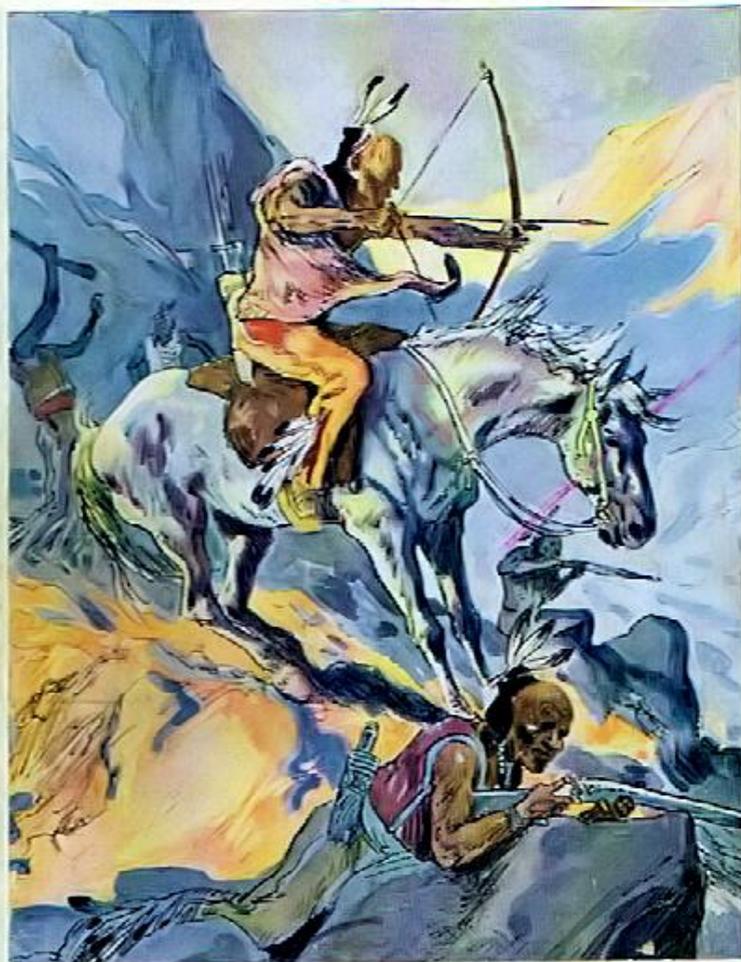


Das Geheimnis des Medizinbeutels

und andere Erzählungen



Reich illustriert
Verlag von A. Anton & Co. in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Das Geheimnis des Medizinbeutels	7
Hassan el Mamluks Schicksale und abenteuerliche Flucht	59
Pava Länta auf der Wolfsjagd.....	66
Die beiden Taucher.....	72



Das Geheimnis des Medizinbentels

Aus dem Indianerleben
und anderes

*

Erzählungen für die Jugend

von

Fr. Daum, Fr. Hillmann, S. de Vylder

und

F. Scharfenberg

Fr. Daum

Das Geheimnis des Medizinbeutels

»Alle Wetter - mit dem eigensinnigen Kerl ist nichts anzufangen, er weigert sich hartnäckig, mir den Inhalt seines Medizinbeutels zu zeigen«, rief der junge Naturforscher James Allan ärgerlich aus, sein Pferd neben das starkknochige Maultier des reckenhaften Trappers lenkend. Ben Gibson, unter dem Kriegsnamen Rifle Ben wegen seiner Schießfertigkeit am nördlichen Missouri bekannt und gefürchtet, lachte lustig über den Eifer des jungen Gelehrten.

»Ich habe Euch ja vorausgesagt, dass es so kommen würde«, meinte er gelassen.

»Zwei Pferde und eine neue Büchse mit der dazugehörigen Munition habe ich ihm dafür geboten - aber der störrische Esel will den schmierigen Fellbeutel nicht aufmachen. Ich habe als Forscher nun einmal ein besonderes Interesse an dem Inhalt eines solchen religiösen Wahrzeichens«, sagte James Allan.

Der Trapper erklärte: »Niemals wird ein Indianer Euch freiwillig seinen Medizinbeutel öffnen. Würde er es tun, so wäre seine Medizin entweiht und ihre geheimnisvolle Kraft vernichtet. Damit zugleich aber auch ihr Besitz entwertet und der Indianer von allen Freuden des Jenseits, der ›ewigen Jagdgründe‹, ausgeschlossen. Seine Medizin, die er unter Fasten und Kasteiung erringt und zusammenstellt, ist dem Indianer als sichtbares Bindeglied des Großen Geheimnisses heilig. Eine Preisgabe des darin eingeschlossenen Geheimnisses würde ihn unglücklich machen.«

»Das bedaure ich im Interesse der Wissenschaft außerordentlich. Ich welche aber trotzdem alles daran setzen, um

hinter das Geheimnis der Medizinbeutel zu kommen«, rief der von edlem Tatendrang beseelte Gelehrte.

Mit einem lustigen Lachen antwortete der Trapper: »Nun, nun, ob damit viel gewonnen wäre, will ich dahingestellt sein lassen. Es ist ja nicht unmöglich, dass wir auf unserer Reise doch einmal Gelegenheit haben, solch ein Ding auf seinen Inhalt zu prüfen, obwohl ich vermute, dass es nichts als unnützen Kram enthält. In ihrem Glauben sind die Indianer manchmal recht kindisch.«

»Habt Ihr noch niemals einen Medizinbeutel untersucht, alter Ben? Ich denke mir, dass Ihr auf Euren Streifzügen durch den ›Far West‹ oft genug Gelegenheit gehabt habt, bei einem getöteten Indianer nach dem Inhalt eines solchen Beutels zu forschen«, fragte voll Eifer der Gelehrte.

»By Jove, Sir Was geht mich der Krimskrams an, der darin steckt? Ein toter Indianer ist für mich erledigt. Zudem machen mir auch die lebenden Indianer das Leben sauer genug. Ihr werdet das auch noch selbst erfahren, bevor wir unsere Nasen an die Felsenmauern der Rocky Mountains stoßen«, erklärte der Trapper.

James Allan schwieg darauf, aber sein Herz pochte vor Erwartung bei den Andeutungen des Alten. Träumte er doch von allerlei wilden Abenteuern. Der junge Forscher war beauftragt, den Oberlauf des Missouri wissenschaftlich zu erkunden und nach Anzeichen alter, längst vergessener Kulturen zu forschen. Schon der deutsche Prinz Max von Wied erhielt auf seiner Reise am oberen Missouri von 1832 bis 1834 Kenntnis vom Vorhandensein gut erhaltener Denkmäler aus der indianischen Urzeit. James Allan folgte nun wenige Jahre später den Spuren des deutschen Forschers. In dem der American Fur Company gehörenden

Fort Union hatte er sein Expeditionskorps zusammengestellt. Dem erfahrenen Rifle Ben war die Führung übertragen. Zugleich diente der sprachkundige Prärieläufer als Dolmetscher. Der Kommandant des Forts überließ ihm zwei seiner tüchtigsten Voyageurs, die Kanadier Pierre Choteau und Baptist Lenoir, beides im Kampf mit der Wildnis und den Indianern erprobte Männer. Außer diesen Begleitern hatte Allan noch zwei Mandankrieger, Vater und Sohn, angeworben. Der junge Krieger führte den Namen Ompa sä (Roter Elk), der noch rüstige Alte hieß Kähka Sih, zu deutsch Rabenfeder. Des Weiteren brachte James Allan von St. Louis noch einen Jüngling mit, den 16-jährigen Karl Martens, einen starken, mutigen Burschen. Diesen trieb das Verlangen, nach seinem verschollenen Vater zu suchen, in die westlichen Grenzgebiete. Klaus Martens nämlich, ein aus Deutschland eingewanderter Büchsenmacher, hatte seine Familie in St. Louis verlassen, um sein Glück im fernen Westen zu suchen. Die fantastischen Schilderungen der Trapper vom Wildreichtum und einige zuverlässige Nachrichten über Goldfunde hatten den sonst so besonnenen Mann dazu veranlasst, sich einer Gesellschaft von Prospektoren anzuschließen. Ein volles Jahr war bereits vergangen, ohne dass seine Angehörigen etwas über seinen Verbleib erfahren hatten. James Allan war zu Frau Martens wegen des Ankaufs einer Kugelflinte gekommen, da man ihm die Erzeugnisse des deutschen Büchsenmachers sehr empfohlen hatte. Als Karl bei dieser Gelegenheit etwas über das Ziel der Forschungsreise erfuhr, ließ er nicht nach mit Bitten, bis er die Erlaubnis erhielt, Mister Allan begleiten zu dürfen. Der junge Forscher bereute seine Zusage nicht, denn Karl zeigte sich willig und anständig, au-

ßerdem war er sehr geschickt in der Handhabung der Büchse, ein nicht zu unterschätzender Vorteil auf Reisen im Indianergebiet. Bei jedem Zusammentreffen mit Fremden forschte Karl nach seinem verschollenen Vater, bisher jedoch ohne den geringsten Erfolg.

Nach dem letzten Versuch Allans, über den Inhalt des Medizinbeutels von Kähka Sih Aufschluss zu erhalten, ritten die Reisenden schweigend auf dem Karawanenweg dahin, der zum Fort Mackenzie führte. Von einem eigentlichen Weg oder gar einer Straße war allerdings außer einigen Räderspuren nichts zu sehen. Man hielt die westliche Richtung ein, zur Rechten die bewaldeten Hügelketten, die den Lauf des Missouri begleiten, links die eine endlose Prärie abschließenden Little Belt Mountains. Der Tag neigte sich dem Ende zu. Die Sonne versank hinter der Felsenmauer der fernen Rocky Mountains, und ein rötlicher Widerschein des beim Scheiden des Tagesgestirns erglühenden Himmels erzeugte auf der grasigen Prärie wunderbare Farbenstimmungen.

»Goddam! Ich glaubte sicher vor Abend noch den Lagerplatz der vor uns reisenden Karawane zu erreichen, aber es scheint doch, als seien die Leute weitergezogen, wie ich vermutet habe. Was tut's, wenn wir auch noch eine Stunde im Sattel bleiben. Es rastet sich angenehmer in zahlreicher Gesellschaft und ist auch sicherer, denn diese Gegend ist nie rein von schwärmenden Sioux oder von Blood Indians. Go on, Bessi!«, rief der alte Trapper. Sein Maultier spitzte die Ohren und setzte sich in Galopp. Die übrigen Tiere folgten ohne Antrieb.

Eine halbe Stunde später hüllte tiefe Dämmerung die weite Prärie ein. Plötzlich hielt der Alte seine Bessi an. Die Au-

gen starr nach vorn gerichtet, verharrte er eine kleine Weile in tiefem Schweigen, dann sagte er laut: »Hm, eine Meile voraus brennt ein kleines Feuer. Wer daran sitzt, weiß ich noch nicht zu sagen, aber dass dort der Wagenzug nicht lagert, ist sicher. Denn dann würden mehrere große Kochfeuer die Umgebung erhellen. Reiten wir vorsichtig näher, um zu sehen, wer da vor uns lagert. Haltet auf alle Fälle die Büchsen bereit.«

Nach diesen Worten des Führers setzte sich die kleine Schar wieder in Bewegung. Sie kamen nun rasch dem einsamen Feuer in der Prärie näher, und bald erkannte man im schwachen Widerschein der glimmenden Glut die helle Plane eines dicht danebenstehenden Auswandererwagens. Zugleich machte sich eine lebhaftere Bewegung am Feuer bemerkbar. Mehrere dunkle Gestalten glitten hin und her.

Vorsichtig näherten sich die Reisenden der Lagerstätte, bis ihnen eine raue Stimme ein gebieterisches ›Halt!‹ zurief. Gleich darauf ertönte die in zornigem Ton gestellte Frage. »Wer seid ihr? Ist eure Haut weiß und meint ihr es ehrlich, dann gebt Antwort! Gehört ihr aber zu dem verwünschten roten Diebsgesindel, so werden euch diese vier Kentucky Rifles hier den Weg zur Hölle weisen!«

Rifle Ben ließ sein herzliches Lachen hören und erwiderte: »Nehmt Eure Kugelspritzen herunter, Mann! Wir sind weder Tramps noch gehören wir zu den roten Teufeln, die nach Skalpe und Pferdefleisch lüstern sind.«

»Möchte gern erst wissen, wen ich vor mir habe«, kam es grimmig unter der Wagenplane hervor.

Der alte Trapper gab kurz die verlangte Auskunft. Als er seinen Namen nannte, wurden die Büchsenläufe zurückgezogen, und die Insassen verließen den Wagen. Ein hochge-

wachsener, älterer Mann trat den Reitern entgegen. Ihm folgten zwei erwachsene Söhne, seine Frau und ein Mädchen von elf Jahren.

»Well! Seid willkommen, Männer! Ich habe von Rifle Ben genug gehört, um zu wissen, dass von denen nichts zu fürchten ist, die mit ihm reiten«, sagte der alte Mann, dem Trapper die Rechte reichend.

»Wie kommt es, dass Ihr so mutterseelenallein auf dieser alten Wiese kampiert, Sir?«, fragte Rifle Ben, nachdem er abgestiegen war. Und sich vergeblich umsehend setzte er hinzu. »Und ... und wo habt Ihr denn Eure Gäule?«

»Beim Teufel ...! Oder besser gesagt: Die roten Teufel haben sie geholt«, stieß der Squatter aufgeregt hervor.

»Hallo! Hab' ich es mir nicht gedacht! Wann geschah denn das?« forschte der Alte im Lederkleid nach.

»Kurz bevor die Dämmerung hereinbrach. Wir hatten Unglück gehabt, eine Radspeiche war gebrochen. Den Schaden hoffte ich innerhalb eines halben Stündchens auszubessern. So blieb ich denn zurück und ließ die Karawane ruhig weiterziehen. Aber als wir das Rad ausbessern wollten, fiel es gänzlich auseinander, und wir brauchten nahezu zwei Stunden, um es wieder in gebrauchsfähigen Zustand zu versetzen. Unterdessen war der Wagenzug schon weit entfernt. Wir waren eben fertig und beluden die Wagen wieder, als die kleine Magg dort laut aufschrie. Aufblickend gewahrten wir zwei nackte rote Krieger, die unsere Pferde mit einem plötzlich losbrechenden, infernalischem Geschrei in die Prärie hinaus scheuchten. Bevor wir unsere Büchsen aufnehmen und feuern konnten, waren sie hinter jenem Hügel verschwunden. Unser Nachrennen war fruchtlos, denn als wir auf dem Kamm des Hügel gelang-

ten, saßen die bemalten Räuber schon auf den Tieren und jagten wie besessen davon. Nun sitzen wir hilflos und verlassen in der weiten Prärie, denn ohne ein paar tüchtige Zugtiere sind wir an diesen Ort gebannt! Die Pest über das diebische rote Gezücht!«

Rifle Ben versuchte den unglücklichen Mann zu trösten.

»Beruhigt Euch, Mister Scott, es wird Rat geschaffen werden. Vielleicht kommt bald wieder eine Karawane hier durch, die Euch mit einigen Pferden aushilft«, sagte er.

Kopfschüttelnd erwiderte der Squatter. »Das kann unter Umständen Wochen dauern, bevor wir hier einen Wagenzug auftauchen sehen.«

»Nun, wollen es ruhig abwarten. Im Notfall helfen wir aus. Habt Ihr die Indsman nicht erkannt?«, bohrte Ben weiter.

»Nein, ich sah sie ja nur ganz kurze Zeit. Zudem vermag ich das Gesindel auch nicht nach den Stammesmerkmalen zu unterscheiden. Von mir aus mögen sie alle zur Hölle fahren. Ich wundere mich, dass auch Ihr einige dieser roten Halunken bei Euch duldet«, erwiderte Mister Scott die beiden Krieger mit finsternen Blicken musternd.

»Es sind Mandan, Sir, deren Volk stets mit den Weißen in Frieden gelebt hat. Noch eine Frage. Habt Ihr gesehen, wohin die Räuber von hier aus geritten sind?«

»Zuerst hielten sie eine mehr östliche Richtung ein. Später entdeckte mein Sohn Joe, dass sie nach Süden bogen, bevor sie außer Sichtweite kamen«, erklärte der Squatter.

»All right! Dann weiß ich schon, wie der Stecken schwimmt! Sie sind zu den nahegelegenen Little Belt Mountains geritten, wo wahrscheinlich ihre Gefährten lagern. Ich vermute jedoch, dass sie wiederkommen werden.

Mann, verlasst Euch darauf, sie besuchen Euch in dieser Nacht gewiss ein zweites Mal«, sagte der alte Waldläufer und zwinkerte lustig mit den Augen, als erzählte er eine spaßige Geschichte.

»Alle Wetter! Was sagt Ihr da? Warum sollten diese spitzbübischen Kreaturen wiederkommen? Die wertvollen Gäule haben sie ja, und das bisschen Hauskram auf dem Wagen dort kann ihre Diebesgelüste kaum reizen«, entgegnete der Squatter ungläubig.

»Ha ha! Das nicht, aber eure Skalpe! Wenn die Hungerzeit des Winters vorbei ist und ihre Mustangs wieder glatt und rundlich geworden sind, dann erwacht in den Indianern die Gier nach Skalpe, und die jungen Krieger ziehen in kleinen Banden aus, um die begehrte Trophäe zu erbeuten. Mit solch einer auf Coup ausziehenden Truppe haben wir es hier zu tun, Mister Scott«, erklärte der Trapper.

»So mögen sie kommen! Meine Boys und ich, wir werden sie mit unseren Kugeln begrüßen,« rief der Squatter zornig.

»Recht so! Ich denke, wir sind auch dabei. Aber jetzt wollen wir uns am Feuer niederlassen, um uns zu stärken. Ein tüchtiger Ritt liegt hinter uns. Dieser Büffelhöcker ist rasch gar und soll uns trefflich munden. Vor Mitternacht haben wir kaum etwas zu fürchten!«, meinte Rifle Ben gelassen und winkte Ompa sä, dem jungen Mandankrieger, zu, er möge das Fleisch zum Feuer tragen. Ruhig, nicht als ob eine drohende Gefahr heranziehe, lagerten die Männer, um sich zu unterhalten, bis der fertige Braten zum Essen lud.

Nachdem alle gesättigt waren, sagte der Trapper: »Well, nun dürfte es an der Zeit sein, unsere Vorbereitungen zu treffen. Ich habe mir die Sache durch den Kopf gehen lassen und schon ein Plänchen ausgedacht, um diesen diebi-

schen Gaunern einen famosen Streich zu spielen. Rabenfeder wird mich begleiten. Ompa sä aber mag unsere übrigen Pferde in die Prärie hinausführen, damit sie vor den Indianern sicher sind. Diese dürfen ja auch nicht wissen, dass Ihr Verstärkung erhalten habt. Alle anderen bleiben als Hauptmacht zur Verteidigung des Lagers zurück. Ihr legt euch am besten unter den Wagen und schießt von dort aus auf die anschleichenden Indianer. Das Lagerfeuer darf nicht ausgehen, darf aber auch nicht zu hell brennen. Legt einige Decken drum herum, dass es so aussieht, als ob Schläfer darunter steckten. Diese List wird die Indianer täuschen und näher heranlocken. Schießt aber nicht zu früh. Feuert auch nicht alle zugleich, sondern immer eine Hälfte; das wirkt. Die Frau mag sich mit dem Mädels in den Wagen legen. Die Seitenbretter bieten genügend Schutz vor den Kugeln. So, das ist meine Ansicht von der Sache«, schloss Rifle Ben seine Ausführung.

»Was Ihr da vorgebracht habt, Master Ben, hat Hand und Fuß. Eure Anweisungen sollen befolgt werden. Doch was habt Ihr vor? Ihr wollt außerhalb des Lagers etwas unternehmen«, fragte der Squatter.

»Well, ich denke, dass Ihr Eure Gäule gern wieder haben möchtet«, sagte Ben schmunzelnd.

»Und ob! Ihr könntet mir keinen größeren Gefallen tun«, rief Mister Scott erfreut aus.

»Ich will sehen, was sich machen lässt. Ob es mir glückt, weiß ich jetzt noch nicht. Ich setze meinen Plan darauf, dass die Indianer ihren Angriff durch heimliches Anschleichen ausführen werden. Die Pferde sind ihnen dabei im Wege. Sie müssen sie, weit von hier unter dem Schutz einer Wache zurücklassen. Es gilt nun, diesen Ort ausfindig zu

machen, die Wache zu beseitigen und mit den Gäulen hierherzureiten. Ist das Glück uns günstig, so entdecken wir den Ort. Ihr werdet die Angreifer gewiss mit blutigen Köpfen heimschicken. Wir wissen allerdings noch nicht, wie stark die Bande ist, doch vermute ich, dass sie nicht mehr als höchstens zwanzig Krieger zählt. Gibt es zwischen diesem Ort und den Hügeln Wald oder Gebüsch?«

Auf diese Frage antwortete der Squatter: »Als die Indianer unsere Pferde gestohlen hatten, habe ich mir die Umgebung etwas genauer angesehen und dabei ein Waldstück zwischen hier und den Ausläufern der Little Belt Mountains bemerkt, das einen lichten Gehölzstreifen weit in die Prärie hineinsendet. Etwa anderthalb Meilen von hier entfernt.«

»All right! Das wäre ganz nach meinem Wunsch. Wenn die Indianer kommen, was natürlich noch nicht feststeht, so werden sie sicher dort ihre Mustangs zurücklassen. Macht Euch bereit und gebt diesen Räufern tüchtig eins auf die Nase, sobald sie sichtbar werden. Komm, alter Kähka Sih!«, wandte der Trapper sich an den älteren Mandan. Roter Elk sah seinen Vater an. Daraufhin sagte Rabenfeder zu Rifle Ben: »Mein weißer Bruder mag Omga statt meiner mit auf den Kriegspfad nehmen. Seine Sinne sind scharf, sein Herz ist stark und sehnt sich nach dem Ruhm des Kriegers. Noch zierte kein Skalp sein Gewand. Espitah Namy (Große Flinte) ist ein großer Krieger, es ist eine Ehre, unter seinen Augen den ersten Feind zu beschleichen! Hawgh!«

Der junge Mandan brannte darauf, sich auszuzeichnen, und als Rifle Ben würdevoll seine Zustimmung gab, dankte er bescheiden, aber mit leuchtenden Augen. Unverzüglich brach nun der Alte mit dem Mandan-Jüngling auf. Ein ra-

scher Ritt durch die nächtliche Prärie brachte sie bald an ihr Ziel. Aus dem Dunkel tauchten schwarze Schatten auf. Sie hatten die ersten Bäume erreicht, stiegen jenseits des schmalen Gehölzes von den Tieren und harrten der Feinde, die von den nahen Bergen herkommen mussten. Kein Wort wurde gesprochen, denn nur durch das Gehör konnten sie die Annäherung der Feinde wahrnehmen. Nächtliche Stille umgab sie. Fern kläfften einige Kojoten, und der Nachtwind rauschte leise in den Baumkronen.

Eine Stunde nach Mitternacht kehrte der junge Mandan von einer Streife durch die Prärie zurück und flüsterte dem Trapper leise die Worte zu: »Feinde kommen. Ompa sä sie hören.«

Rifle Ben legte sich nieder und drückte das Ohr an die Erde. Sofort vernahm auch er ein dumpfes, pochendes Geräusch, das vom Erdboden weitergeleitet wurde. Regungslos lauschten die beiden Späher. Obwohl der Alte nach einiger Zeit am Klang der Hufschläge die Richtung erkannte, in der er die feindlichen Rothäute zu suchen hatte, überließ er doch seinem jugendlichen Begleiter die Freude, diese Entdeckung gemacht zu haben. Roter Elk deutete nach links und flüsterte: »Dort Feinde.«

»So komm, Bursche. Wir wollen hinüberschleichen. Gewiss lassen die Indianer ihre Pferde am Ausläufer des Waldstreifens zurück«, gab der Alte ebenso leise zur Antwort, und geräuschlos schlichen die beiden am Waldrand dahin, bis sie deutlich Stimmen vernahmen. Der Trapper lauschte den gedämpft herüberklingenden Worten, dann

sagte er leise nur das eine Wort »Assiniboine« und huschte im Schatten der Bäume weiter.

Bald waren sie so nahe an die feindliche Schar herangekrochen, dass sie die dunkle Masse der dicht zusammenstehenden Mustangs gewahrten. Rifle Ben hörte noch ein paar befehlende Worte, dann war alles still. Die Assiniboine mussten sich entfernt haben, um die Auswanderer draußen in der Prärie zu überfallen. Der Alte freute sich, weil seine Berechnungen sich als richtig erwiesen hatten. Er kannte die Assiniboine, ein zu der Dakota- oder Siouxnation gehörender Stamm, als grausam und wild. Um so wehr freute er sich, ihnen einen Streich spielen zu können.

»Schleiche einmal hinüber, Bursche, und sieh zu, wie viele Wächter sich bei den Pferden befinden«, gebot der Trapper, worauf sich der junge Krieger, hocheufreut über den ehrenvollen Auftrag, lautlos entfernte. Dass Rifle Ben hinterdrein schlich, um nötigenfalls zur Hand zu sein, wenn dem übereifrigen Mandan Gefahr drohen sollte, durfte dieser nicht ahnen. Der Jüngling löste seine Aufgabe nicht ungeschickt. Er lag regungslos etwa zehn Schritt von den Pferden entfernt im Gras und horchte. Nach einiger Zeit vernahm er die Stimme eines Wächters. Aufmerksam lauschte er dem Gesprochenen. Verstand er auch nicht alles, so kannte er doch so viel von der Sprache der Sioux, um den Sinn des Gesagten zu erfassen. Was er da hörte, überraschte ihn sowie auch den unweit davon im Gras liegenden Trapper.

Der Assiniboine verhöhnte nämlich einen Gefangenen, der wohl bei ihm unter den dunklen Büschen lag. In gehässiger Weise beschimpfte er den gefangenen Feind und malte ihm in grausamer Wollust die Schrecken der Marterung

aus. Da kein Zweiter das Wort ergriff, so war der Mandan überzeugt, dass er es nur mit einem einzigen Wächter zu tun hatte, und beschloss, ihn sofort unschädlich zu machen. Es war sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich, den Wächter in der Dunkelheit unter den Büschen zu überfallen, ohne selbst gesehen zu werden. Deshalb beschloss Roter Elk, ihn von dort wegzulocken. Er nahm einige kleine Kieselsteine, die er sich vorhin beim Passieren eines kleinen Wasserlaufes vorsorglich eingesteckt hatte, und bewarf damit wiederholt die Mustangs. Die Tiere wurden unruhig. Sie stampften mit den Hufen und blähten schnaubend die Nüstern. Als ein Zuruf nichts fruchtete, stand der Wächter auf, um die Tiere zu beruhigen. Doch bevor er die Gruppe erreicht hatte, erhob sich plötzlich hinter ihm eine dunkle Gestalt.

Dem scharfen Ohr des Assiniboine entging das leichte Geräusch des blitzschnellen Aufspringens nicht, er drehte sich flink herum ... aber dem schmetternden Kolbenhieb des jungen Kriegers vermochte er nicht mehr auszuweichen. Mit einem tiefen Aufstöhnen schlug er zu Boden. Roter Elk warf sich sofort über ihn und hatte ihn in kürzester Zeit gefesselt.

Plötzlich tauchte die Hünengestalt Rifle Bens neben dem stolzen Sieger auf. Die Gefangennahme eines lebenden Feindes wird unter den Indianern höher gewertet als die Tötung des Gegners.

»By Jove! Das nenne ich rasche und glatte Arbeit, mein Junge«, lobte der alte Trapper den Jüngling. »Du wirst dir noch einen geachteten Namen unter den Kriegern erwerben, Bursche. Komm, wir binden ihn gleich auf eines der Tiere. Dann wollen wir nach dem Gefangenen sehen. Soviel

ich aus den Worten des Assiniboine herausgehört habe, ist er ein Piegan, gehört also zu dem Volk der Blackfeet. Ich werde ihn nachher einmal ausfragen.«

Die Nation der Schwarzfuß-Indianer wird von den drei gleichsprachigen Stämmen, den Siksekai, den Kainai und den Piegan gebildet. Sie sind geschworene Feinde aller Siouxstämme und Freunde der Mandan und Monnitarri.

Als der bewusste Assiniboine auf einem Mustang befestigt war, ging Rifle Ben mit seinem Begleiter zu dem Gefangenen, der mit großer Spannung den Vorgängen gefolgt war. Er lag im Gebüsch und war gut gefesselt. Der Trapper befreite ihn von dem Knebel und fragte: »Bist du wirklich ein Piegan, Rothaut, so hast du von uns nichts zu fürchten. Wie kamst du in die Hände dieser Präriediebe?«

»Die Assiniboine sind feige Hunde. Sie waren aus ihren Erdlöchern gekrochen und haben meine beiden Gefährten, mit denen ich auszog, um die Büffel zu suchen, aus dem Hinterhalt erschossen. Auch Sikapehs (Grauer Wolf) wurde durch ihre Kugeln verwundet und überwältigt. Er sollte am Marterpfahl sterben. Aber er wird jetzt frei sein und den rühdigen Hunden von Assiniboine die Kopfhäute abziehen. Wird mein weißer Bruder mir die Fesseln abnehmen?«

»Das werde ich tun, wenn du versprichst, meinen Anordnungen zu gehorchen«, erwiderte Rifle Ben.

»Das Wort meines weißen Bruders soll sein wie das eines Häuptlings. Die Piegan sind Freunde der weißen Männer und werden dem weißen Jäger für Sikapehs Befreiung danken, denn sein Name hat einen guten Klang in ihren Tipis.«

Rasch wurden die Fesseln gelöst, und Grauer Wolf sprang auf. »Du magst die Waffen des gefangenen Assiniboine an dich nehmen, Grauer Wolf. Es könnte sein, dass

du sie bald nötig haben wirst«, sagte der Trapper zu dem Befreiten. Dieser befolgte den Befehl des Alten mit großer Bereitwilligkeit. Neben dem gefesselten Assiniboine stehen bleibend, fragte er grollend: »Warum will mein weißer Bruder diesen Feigling mitschleppen. Wäre es nicht besser, ihm das Leben zu nehmen?«

»Der Schurke wag wohl den Tod verdient haben, schon weil er mit seinen Gefährten die Präriewanderer bestohlen hat. Aber sein Leben kann uns vielleicht noch von Nutzen sein. Es ist stets vorteilhaft, eine Geisel zu besitzen. Darum stecke das Messer nur ruhig wieder in die Scheide, Grauer Wolf«, gebot der Alte, ohne zu ahnen, welchen Nutzen dieser Entschluss noch bringen sollte.

Während der junge Mandan ihre eigenen Pferde herbeiholte, koppelte der Trapper mit dem Beistand des Piegan die Mustangs aneinander, um sie besser transportieren zu können. Als Roter Elk zurückkehrte, trug die Nachtluft den dröhnenden Hall mehrerer Gewehrsalven aus der offenen Prärie herüber.

»Verflucht! Da drüben geht der Tanz los. Wir müssen einen tüchtigen Bogen schlagen, um den zu ihren Gäulen zurückfliehenden Assiniboine nicht in die Fänge zu geraten«, sagte der alte Prärieläufer. Mit viel Mühe gelang es ihnen endlich, die störrischen Tiere fortzubringen.

Beim Lager in der Prärie hatte sich inzwischen eine jener wilden Szenen abgespielt, wie sie im ›Far West‹ oft erlebt wurden. Die das Lager verteidigenden Schützen hatten unter dem Wagen Platz genommen und harrten ungeduldig der kommenden Ereignisse, sich flüsternd unterhaltend. Karl Martens befand sich bei den weiblichen Personen im Wagen. Doktor Allan hatte ihn dort postiert, um aufzupas-

sen, dass nicht etwa ein voreiliger Indianer heimlich aufstieg. Karl nahm seine Aufgabe ernst und spähte unablässig unter der Plane hervor in die nächtliche Prärie hinaus.

»Ich glaube beinah, unser wackerer Freund hat sich verrechnet, und keine Rothaut wird uns hier belästigen«, flüsterte der ungeduldige James Allan.

»Das würde wir sehr leid tun, denn dann bekäme ich meine Pferde nicht wieder«, antwortete Mister Scott gelassen. »Aber wartet nur, noch ist es nicht Tag. Sie werden schon noch kommen.«

»Diable! Dort regt sich etwas im Gras«, flüsterte Baptist.

»Well. Jetzt sehe ich auch einige dunkle, bewegliche Schatten«, sagte der Squatter.

»Aufgepasst! Sie kommen! Seht ihr nicht die dunklen Klumpen im Gras? Sacre bleu! Oh, ich wollte, das Feuer leuchtete ein wenig heller ... Drauf ... brennt los ...wir dürfen sie nicht näher herankommen lassen«, flüsterte der andere Kanadier und ließ fahren. Mit dem Knall des Schusses vermischte sich das gellende Geheul der angreifenden Assiniboine, die ihre Gewehre auf die um das Feuer liegenden, aufgebauchten Decken abschossen, weil sie Schlafende darunter vermuteten. Im Nu war der vom Feuer matt erleuchtete Umkreis von fantastisch aufgeputzten, grotesk bemalten Indianern erfüllt, die unter gellendem Geheul dem Feuer zusprangen. Die angreifenden Wilden boten in der unruhigen Beleuchtung einen eigenartigen, Schrecken erregenden Anblick.

Als aber die Büchsen in weit größerer Anzahl zu knallen fortfuhren, als die Assiniboine gerechnet hatten, und mehrere der wilden Angreifer getroffen zu Boden stürzten, erkannten sie, dass ihre Überrumpfung nicht geglückt war.

Die Indianer halten einem wachsamen, überlegen feuernden Gegner nie stand. Ihre Kampfweise ist der plötzliche, heimtückische Angriff auf den ahnungslosen Feind. Kaum also erkannten die Assiniboine, dass sie es hier mit einem vorbereiteten, entschlossenen Gegner zu tun hatten, als sie ebenso schnell, wie sie aus dem Dunkel der Prärie aufgetaucht waren, wieder verschwanden, ihre getroffenen Kameraden mit sich nehmend.

Einen Augenblick herrschte eine seltsame Stille. Die Rothäute schwiegen, während die unter dem Wagen liegenden Schützen eilig luden. Plötzlich knallte nochmals ein Schuss. Die Männer hörten einen erschütternden Aufschrei, und ein schwerer Körper schlug auf die Wagendeichsel, deren Ketten laut rasselten, und von da zu Boden. Karl Martens hatte aus dem Wageninneren auf einen Assiniboine geschossen, der im gleichen Augenblick seinen Oberkörper am Eingang zum Wagen erhob, als seine Gefährten draußen die Flucht ergriffen. Der junge Deutsche hatte das breite Skalpiermesser in der Faust des Wilden blinken sehen und sofort Feuer gegeben.

»Auf, ihr Männer! Senden wir den Hunden noch einen bleiernen Gruß nach, um ihnen das Wiederkommen zu verleiden!«, schrie der Squatter und kroch unter dem Wagen hervor. Die andern folgten ihm und schossen auf die dunklen, flüchtenden Gestalten, die sie kaum noch erkennen konnten. Ein paar Minuten später war vom Feind keine Spur mehr zu sehen.

»Hallo! Die haben ihren Teil! Habt Dank, ihr Männer! Ohne eure Hilfe wäre es uns schwer geworden, uns unsere Skalpe zu erhalten«, sagte Mister Scott, der erleichtert aufatmete, als die Gefahr vorüber war.

»Nichts von Dank, Sir, wir taten nur unsere Pflicht, indem wir euch beistanden gegen diese mörderischen Unholde«, antwortete Doktor Allan und fetzte besorgt hinzu: »Wir wollen hoffen, dass Freund Rifle Ben ihren Tücken entgeht.«

»Um den listigen Alten brauchen Sie sich nicht zu ängstigen, Monsieur«, meinte Baptist, »der kennt die Schliche dieser roten Schufte und ist ihnen gefährlicher als sie ihm.«

»Er ist kühn, dieser Held im Lederkleid«, sagte der Gelehrte bewundernd. Da fiel sein Blick auf die neben der Deichsel liegende Gestalt.

»Hallo! Wen haben wir denn da?« Sich an den ruhig da-
beistehenden Karl Martens gewandt fügte er hinzu: »Mir war doch, als hättest du vorhin geschossen. Hast du diesen Krieger getötet, Karl?«

»Ja, ich schoss ihn nieder, als er im Begriff war, in den Wagen zu dringen«, erklärte der Jüngling.

»Himmel! Das hätte ein fürchterliches Unglück geben können, wenn dem eingefleischten Teufel deine Kugel kein Ziel gesetzt hätte. Tausend Dank, mein Junge, du hast mein Weib und das Kind vor einem grässlichen Schicksal bewahrt«, sagte der Squatter bewegt und drückte Karl die Hand.

Aufgeregt traten alle hinzu und betrachteten den leblosen Körper des toten Wilden beim Schein eines brennenden Scheits. Man unterhielt sich noch einige Zeit über den glücklich abgewehrten Angriff, bis ein dumpfes Geräusch die Aufmerksamkeit der Kanadier erregte.

»Aufgepasst! Ich höre Pferdegetrappel! Wollen uns vorsehen!«, schrie Pierre Choteau. Alle stellten sich schussbereit auf. Ihre Besorgnis war überflüssig, denn gleich darauf ver-

nahmen sie die Stimme des alten Trappers, der ihnen zurief, nicht zu schießen.

»So ist das Unternehmen des alten Fuchses also anscheinend geglückt«, rief Mister Scott aus und lief erfreut den Reitern entgegen. Gleich darauf stieg Rifle Ben von seinem Maultier und übergab dem überglücklichen Squatter die Zugpferde.

Den Dank des Mannes wies er kurz, aber nicht unfreundlich ab. »Lasst das,

Mister Scott, es ist jetzt keine Zeit für lange Reden. Spannt die Gäule an, damit wir so bald wie möglich von hier fortkommen. Wenn die Assiniboine ihre Mustangs nicht mehr vorfinden, werden sie in helle Wut geraten. In einem derartigen Zustand sind sie fähig, uns abermals anzugreifen. Wir müssen daher rasch aufbrechen, um irgendwo anders zu lagern. Vor morgen früh können sie unseren Spuren nicht folgen. Wie ich sehe, ist es euch geglückt, die Schreiteufel ohne Verluste zu verjagen.«

»Well! Wir sind alle heil geblieben, dank Eurem guten Rat. Dort liegt einer der Bösewichte, den der Junge da niedergeknallt hat, als er in den Wagen schleichen wollte«, erwiderte Mister Scott.

»Nun, dann ist einer weniger von diesem Gewürm. Hast gut hingehalten, Bursche, ein trefflicher Schuss«, lobte der Trapper, sich über den Getöteten beugend. Mit einem luftigen Lachen wandte sich Rifle Ben dann an den Gelehrten und sagte: »Nun, Doktor, da habt Ihr ja die schönste Gelegenheit, hinter die Geheimnisse eines Medizinbeutels zu kommen.«

»Alle Wetter, das ist auch wahr! Ich hatte es ganz vergessen in der Aufregung des Kampfes. Da will ich doch gleich

...«, rief der junge Gelehrte aus, doch der Alte unterbrach ihn.

»Nichts da! Wir sind in Eile. Später mögt Ihr mit Ruhe an die Untersuchung gehen.«

»So nehmen wir den Toten mit!«, rief Doktor Allan.

»Fällt uns nicht ein. Wozu denn?«, meinte Rifle Ben.

»Ich wünschte Messungen an dem Körper zu machen und möchte vor allem den Medizinbeutel untersuchen«, bat der Forscher.

»Schneidet das Ding ab. Hier habt Ihr ihn«, rief Ben, nachdem er die Schnur durchgeschnitten hatte, mit der das Fellbeutelchen am Hals des Assiniboine befestigt war. Hoherfreut nahm Doktor Allan es in Empfang und verbarg es sorgfältig unter seinem Jagdrock. In diesem Augenblick schrie Misses Scott laut auf; »Hilfe! Ein fremder Indianer!« Sie hatte plötzlich den befreiten Piegan neben sich stehen sehen. Doch der Trapper beruhigte sie rasch und berichtete dann kurz seine Erlebnisse. Auch der gefangene Assiniboine, der inzwischen aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht war, erregte die Aufmerksamkeit der im Lager zurückgebliebenen. Als James Allan den Wunsch ausdrückte, auch den Medizinbeutel des Gefangenen zu unterjochen, wies ihn der erfahrene Prärieläufer kurz ab.

»Unterlasst das, Sir. Der Mann lebt noch. Würdet Ihr ihn seinen religiösen Anschauungen zufolge vernichten und erlangte er durch irgendeinen Umstand die Freiheit, so gäbe ich keine Pfeife schlechten Tabak für Euer Leben. Ihr kennt die Rachsucht der Rothäute nicht, Sir, ich warne Euch!«

Doktor Allan befolgte den Rat des klugen Westmannes, so schwer es ihm auch fiel, und der alte Trapper, dem die Anwesenden stillschweigend das Amt des Führers überlie-

ßen, drängte nun zum Aufbruch. Die Pferde wurden vor den Wagen gespannt und man verließ den Ort, der noch vor Kurzem der Schauplatz einer wilden Kampfszene gewesen war. Dankbar und hocheifrig schwang der Squatter die Peitsche und trieb seine wiedererlangten Pferde an.

Als die ersten Sonnenstrahlen mit ihrem belebenden Schein die weite, hügelige Prärie erhellten, gab der Trapper das Zeichen zum Halten. Ein liebliches Fleckchen Erde lud die Präriewanderer zur Rast nach dem schnellen ermüdenden Marsch ein. Am Fuße eines bebuschten Hügels, in der Nähe eines leise raunenden Wasserlaufs wurde das Lager errichtet. Bald loderte ein helles Feuer auf, an dem die geschäftige Squatterfrau in aller Eile Kaffee kochte. Während dann die angeregt plaudernden Männer den belebenden Trank schlürften, richtete die Frau ein Mahl an, dem die Hungrigen alle Ehre antaten.

James Allan war zuerst gesättigt. Er konnte die Zeit nicht erwarten, wo er den Inhalt des Medizinbeutels kennenlernen sollte. Die hartnäckige Weigerung aller Indianer, die er um Aufschluss darüber gebeten hatte, hatten seinen Wissensdurst aufs Äußerste gereizt.

Doktor Allan saß auf einem umgestülpten Eimer und betrachtete den Beutel von allen Seiten. Er war aus dem sorgfältig gegerbten Rückenfell eines Marders, an dem noch der Schwanz hing, und mit bunten Federn sowie glänzenden Uniformknöpfen geziert. Den Verschluss bildete eine feine Tiersehne, die, ähnlich wie der Riemen eines Tabakbeutels, durch Löcher, die sich am Rand des Felles befanden, gezogen war und mit welcher der Beutel dann zusammengeschnürt war.

Mit vieler Mühe knüpfte James Allan die geschmeidige

Sehne auf, und nun lag der geheimnisvolle Inhalt des Medizinbeutels enthüllt vor den Augen des jungen Forschers. Verblüfft und enttäuscht sah er auf das absonderliche Sammelsurium hernieder, das er da auf seinen Knien hielt. Er hatte erwartet, irgendeinen Gegenstand zu finden, der, womöglich mit geheimnisvollen Zeichen versehen, in Beziehung zu der Religion der Indianer stand. Stattdessen enthielt der Beutel nur allerlei Zeug, das lächerlich wirkte. Das vergnügte Schmunzeln des alten Prärieläufers entging ihm nicht. Doktor Allan begann nun, die einzelnen Gegenstände zu betrachten. Da gab es einen gedörrten Eidechsenkopf, die Zähne einer Bisamratte, den Zapfen einer Blaufichte. Neben dem Fußknochen eines Truthahnes lagen der abgebrochene Knopf einer Teebüchse aus Porzellan und ein paar Lockenwickler, die wohl eine Offiziersfrau in irgendeinem Fort auf den Kehrriecht geworfen hatte. Der junge Forscher lachte hell auf, als er ein geschnitztes Holzschäfchen in die Hand nahm, das sicher aus einer Spielzeugschachtel stammte. Die Stanniolkapsel einer Sektflasche war sorgfältig zusammengedrückt, doch ohne das eingepresste Bild eines Adlers zu beschädigen. Ferner befanden sich noch seltsam zusammengeschrumpfte Klümpchen in dem Beutel, denen man beim besten Willen nicht ansehen konnte, dass es getrocknete Vogellebern und Tierherzen waren.

»Himmel! Was für einen Krimskrams schleppt doch solch eine Rothaut in seinem, dem Großen Geheimnis geweihten Beutel mit herum«, entfuhr es dem Mund des enttäuschten Forschers.

»Vergesst nicht, Doktor, dass die Indianer jeden Gegenstand, der ihnen absonderlich vorkommt, als Medizin betrachten und pflegen und in Verbindung mit ihrer Gottheit

bringen«, belehrte ihn der Trapper.

»Na ja, aber dieses sinnlose Zeug da! ... Wie das Schäfchen mit den drei Beinen religiöse Empfindungen erwecken kann, ist mir rätselhaft«, sagte Allan abwertend.

»Ihr müsst Euch in die Anschauungsweise eines Indianers hineinversetzen, um sein Tun zu verstehen. Er glaubt von allen außergewöhnlichen Dingen, die sein Auge anziehen, dass sie ihm von dem Großen Geheimnis absichtlich in den Weg gelegt worden sind und eine Bedeutung haben. Nehmen wir einmal das praktische Beispiel an, der Assiniboine fand das Holzschäfchen da und betrachtete das winzige Spielzeug aufmerksam. Er hält den Fund für einen geheimnisvollen Wink seinem Manitu und glaubt daraus schließen zu müssen, dass er beim Schafestehlen Glück haben werde. Gesetzt den Fall, es gelingt ihm wirklich, ein Schaf zu stehlen, so bin ich überzeugt, er schreibt es nur dem Fund zu, der ihm nun gute Medizin ist und den er sorgfältig in seinem Heiligtum bewahrt. Ich sage, so kann es gewesen sein. Es ist ja nur ein Beispiel«, erklärte der Alte.

»Hm, das ist sehr interessant, aber was kann ihm dieser Fetzen einer alten Zeitung bedeuten, oder gar der Zettel hier, der wohl aus einem Taschentuch herausgerissen ist ... ah ... es befindet sich sogar eine Notiz darauf. Ich bin doch neugierig, was da steht. Der Zettel ist noch neu und hat sicher noch nicht lange in diesem übel riechenden Behälter gesteckt«, sagte James und begann zu lesen. Während er las, machte sich eine bedeutsame Veränderung in seinem Gesichtsausdruck bemerkbar. Was da auf dem Zettel stand, musste ihn ungemein fesseln und erregen. Als er zu Ende gelesen hatte, warf er einen raschen, forschenden Blick auf

den ruhig auf dem Rasen sitzenden Karl Martens. Dann las er den Zettel zum zweiten Mal. Plötzlich sprang er erregt auf und rief den Trapper zu: «Da, lest einmal den Zettel, alter Ben!«

Bedächtig nahm der das Blatt und hielt es vor die Augen.

»Well, ich will es wenigstens versuchen, obwohl es lange her ist, seit ich mich mit geschriebenen Buchstaben herum-schlug.«

James Allan ließ seine Blicke voll gespannter Erwartung auf dem Gesicht des Lesenden ruhen. Auch die anderen, mit Ausnahme der in stoischem Gleichmut verharrenden Indianer, waren neugierig geworden. In den Zügen des verwitterten Alten zeigte sich jedoch keinerlei Veränderung. Als er den Zettel gelesen hatte, sah er schweigend und unbewegt in die leise knisternden Flammen des Feuers. Allan konnte seine Erregung nicht mehr zügeln. Ungeduldig schrie er den Alten an: »Ist das nicht wunderbar? ... So redet doch! ... Sagt Eure Meinung!«

»Hi, hi! Ihr habt wohl nicht erwartet, dass in diesem Medizinbeutel so ein Stückchen Schicksal verborgen lag«, erwiderte der Angeredete mit leisem Auflachen. »Es ist ja auch sonderbar. Da müssen wir hier auf den seiner Gäule beraubten Mister Scott treffen, und der Bursche da schießt ausgerechnet gerade den Kerl nieder, der den Zettel da in seinem Medizinbeutel mit sich führt, auf den wiederum unser wackerer Doktor so erpicht ist. - äußerst seltsam, indeed!«

»So glaubt auch Ihr ...?«, fragte der Doktor, indem er, mit den Augen zwinkernd, auf Karl deutete.

»Yes! Das werden wir gleich erfahren. Heda, Karl Martens, sage uns doch, wie dein Vater mit Vornamen heißt«,

wandte sich der Trapper an den jungen Mann.

Karl erblasste, und seine Augen waren in bangem Forschen auf den Trapper gerichtet, als er erwiderte: »Mein Vater ...? Klaus ist sein Vorname ... Doch was soll diese Frage?«

»Alright! Nimm dich zusammen, Bursche, sei stark, denn was hier auf dem Papier steht, wird dich hart treffen. Da ... lies selbst!«

Karl ergriff den Zettel mit bebenden Fingern. Kaum hatte er einen Blick darauf getan, als er laut aufschrie.

»Vaters Handschrift!« Mit feuchten Augen las er, während die Gefährten ihn voll Spannung ansahen. Als er zu Ende gelesen hatte, drückte er das Papier an seine Brust und rief: »Gott im Himmel, wie danke ich dir! Es ist das erste Lebenszeichen meines Vaters seit seiner vor fünfzehn Monaten erfolgten Abreise! Oh, der Ärmste!« Tränen erstickten seine Stimme.

Die Aufregung teilte sich nun den anderen mit. Der Kanadier Baptist bat, man möge doch allen den Inhalt des Zettels mitteilen, und Doktor Allan las laut vor: »Wer immer diesen Zettel findet, ich flehe ihn an, mich zu befreien, denn ich leide entsetzlich. Seit einem Jahr befinde ich mich in der Gewalt der Assiniboine, deren Häuptling Schongaschane (Roter Fuchs) mich grausam misshandelt. Ich bin Büchsenmacher und muss den Kriegern die Gewehre in Ordnung halten. Man hält mich versteckt, damit kein Fremder von meiner Anwesenheit etwas erfährt. Nacht für Nacht wirft man mich in eine feuchte Felsspalte. Der Aufenthalt darin ist fürchterlich. Wessen Augen auf diese Zeilen fallen, ich flehe ihn an, um der Barmherzigkeit willen, möge er tun, was zu meiner Rettung in seiner Macht steht.

Ein treues Weib und brave Kinder harren auf meine Heimkehr, während ich hier entsetzliche Pein und Schmach erdulden muss. Klaus Martens aus St. Louis.«

Ergriffen hatten die Zuhörer den Worten des nach Rettung Rufenden gelauscht. Während die anderen schwiegen, sprangen die lebhaften Kanadier auf und schmähten in heftigen Reden die Assiniboine. Ja, sie zeigten nicht übel Lust, über den Gefangenen herzufallen. Rifle Ben verbot ihnen, den Assiniboine zu prügeln.

Karl Martens trat auf den Alten zu und ergriff seine Hand. Mit beweglichen Worten bat er ihn, den Vater zu retten.

Der erfahrene Prärieläufer erwiderte: »Am guten Willen, deinen Vater aus den Händen dieser schmutzigen Kehlab-schneider (Spitzname der Sioux) zu befreien, fehlt es nicht. Aber wir dürfen auch die Schwierigkeiten nicht unterschätzen, die sich einem derartigen Unternehmen entgegenstellen. Wir sind nur wenige Männer und haben es mit einer ganzen Bande zu tun, die sofort verschwindet, wenn sie Lunte riecht. Ich kenne das.«

»So lasst uns schnell einen Boten aussenden, um Hilfe vom Fort oder Soldaten herbeizurufen!«, riet Doktor Allan.

»Nein, nein, damit wird nichts erreicht. Der Kommandant des nächsten Forts und der Pelzkompanie hat keine Leute frei, um in die Wildnis verschlagene Prospektoren aufzusuchen und zu befreien. Er muss Kämpfe mit den roten Stämmen nach Möglichkeit vermeiden, da er mit ihnen Handel treiben will. Und die Soldaten? Ha, ehe die hier sein könnten, vergingen Wochen, und die Bande des Roten Fuchses wäre auf Nimmerwiedersehen verschwunden«, erklärte Rifle Ben.

»Aber es muss doch einen Weg zur Rettung des Unglücklichen geben!«, rief der junge Forscher aus.

Auch Karl bat: »Mister Ben, Ihr verdient Euch einen Gotteslohn und den Dank einer ganzen Familie, wenn Ihr uns beisteht. Rettet meinen armen Vater!«

»Well! Ich tue es ohne Lohn und Dank, mein Junge! Wir wollen sehen, ob sich nicht eine nähere Hilfe findet, als die der Voyageure oder Soldaten.« Sich zu dem Piegan wendend, erzählte er diesem in der Sprache seines Stammes von der Gefangenschaft des weißen Mannes.

Aufmerksam hörte Grauer Wolf zu, und als Rifle Ben ihn fragte, ob die Dörfer der Piegan sehr weit entfernt seien, erwiderte er achtungsvoll: »Die Tipi der Piegan sind weit von hier. Aber ihr Häuptling Stomick Ohnis (Büffelstirn) weilt mit zweimal zehn Kriegern in der Nähe. Wenn der große Weiße Jäger Espitah Ramy mir erlaubt, meinen Mustang zu nehmen, werde ich meine Brüder herbeirufen. Sikapehs verdankt den Weißen die Freiheit und das Leben. Er ist bereit, mit seinen Brüdern den Vater des weißen Knaben zu befreien und mit den verächtlichen Hunden von Assiniboine zu kämpfen, nach deren Skalpen er großes Verlangen hat. Howgh!«

»Gut, gut, du magst dir dein Pferd nehmen und reiten. Wir bleiben hier und erwarten dich mit deinen Brüdern«, erwiderte Rifle Ben.

Ohne ein weiteres Wort ging der Piegan zu den Pferden, rief seinen Mustang, stieg auf und sprengte in rasendem Galopp davon. Der Trapper wusste, dass der Krieger nun diese Gangart für die Dauer des Rittes beibehalten würde. Er erklärte den Gefährten, was er mit dem Piegan verabredet habe. James Allan bezweifelte, dass Grauer Wolf wie-

derkommen werde. Er meinte, der Kerl wäre froh, mit heiler Haut zu den Seinen zurückkehren zu können.

»Verlasst Euch darauf, die Schwarzfüße werden zurzeit hier sein. Hat man einer Rothaut einen Dienst erwiesen, kann man unbedingt auf Dank rechnen. Außerdem haben ja die Piegan den Tod zweier Krieger zu rächen und leben in grimmigster Feindschaft mit den Assiniboine.«

»Was tun wir jetzt? Das Warten ist ein übler Zeitvertreib, wenn man bedenkt, was der arme Gefangene unter seinen Peinigern erdulden muss!«, rief Doktor Allan ungeduldig aus.

»Hat er ein Jahr unter ihnen zugebracht, werden ihm ein paar Stunden oder Tage auch nichts ausmachen«, erwiderte gleichmütig der Alte. »Für uns gibt es noch zu tun. Ich werde mir einmal den Gefangenen vornehmen.«

Bei diesen Worten erhob er sich und trat zu dem gefesselten Assiniboine, der neben dem Wagen auf der Erde lag.

»Ich habe mit dir zu reden, Rothaut. Kennst du mich?«, fragte Ben den Mann.

Doch dieser sah, ohne eine Miene zu verziehen, gleichgültig an ihm vorbei.

Da sagte der Alte, wieder im Dialekt der Assiniboine: »Die Assiniboine sind doch eine heruntergekommene Nation, wie ich sehe. Sie haben keine Krieger mehr und senden Knaben ohne Namen auf den Kriegspfad, die eigentlich zu den Squaws gehören.«

Nach diesen in verächtlichem Ton gesprochenen Worten blitzte es drohend auf in den Augen des Gefangenen, und er antwortete zornig: »Die Assiniboine sind ein tapferes Volk, und ihre Krieger haben Namen, vor denen ihre Feinde zittern. Im Tipi Tatoganas (Antilope) hängen mehr Skal-

pe von weißen Leuten, als hier versammelt sind.«

Rifle Ben übersetzte die prahlerischen Worte des Assiniboine, worüber die Weißen sehr erbost waren. Die kanadischen Voyageure hätten den Indianer am liebsten umgebracht. Der Alte beruhigte sie jedoch. »Wir wollen es ihm ins Kerbholz schneiden.« Sich wieder an den Gefangenen wendend, fragte er; »Kennst du mich, hast du schon von Tschotange Hauska (Große, das ist berühmte Flinte, im Dialekt der Sioux) gehört?«

Ein verächtlicher Zug glitt über die bemalten Züge des Wilden. Er erwiderte hohnvoll: »Die Assiniboine kennen den Namen des weißen Jägers, aber sie fürchten ihn nicht. Sein Skalp wird bald am Gürtel eines Assiniboinekriegers hängen, wenn er Tatogana nicht sofort freigibt.«

»Hi, hi - Sorge dich um deinen Skalp, Bursche. Für die Sicherheit meines eigenen tue ich, was nötig ist. Du wirst mir einige Fragen beantworten, Rothaut. Wo stehen die Zelte Schongaschanes?

Bei Nennung des Häuptlings zuckte der Assiniboine mit den Augen, doch beherrschte er sich sofort wieder und antwortete höhnend: »Tschotange Hauska mag ausreiten, um sie zu suchen, wenn er seinen Skalp verlieren will.«

Roch einmal ermahnte der Trapper den Krieger, die Wahrheit zu sagen. Als dies nicht fruchtete, zog er sein Messer und sagte; »Ich habe gesagt, du wirst mir antworten, mithin geschieht es auch. Pass auf, Tatogana, ich nehme deine Medizin und werde sie verbrennen, wenn du mir die Wahrheit nicht bekennt! - Howgh!«

Mit einem raschen Schnitt trennte er den ziemlich umfangreichen Medizinbeutel des Assiniboine vom Gürtel ab und ging damit zu dem hell brennenden Feuer. Der Gefan-

gene bäumte sich auf und verfolgte mit stieren Blicken den weißen Jäger. Seine stoische Ruhe war gewichen, Furcht und Grauen malten sich auf seinen verzerrten Mienen, Entsetzen kündete sich im Blick seiner hervorquellenden Augen. Rifle Ben befestigte gelassen den Fellsack an einem Stock und hielt ihn in die Flammen. Schon versengten diese die Haare des Balges, in den die Medizin eingenäht war, als der Gefesselte am Wagen einen gellenden Schrei ausstieß und sich wild aufbäumend umherwarf. Doktor Allan entsetzte sich vor dem Ausdruck, den er in den Zügen des Wilden gewahrte.

Rifle Ben trat zu dem Tobenden und fragte: »Wirst du mir nun die Wahrheit sagen?«

»Ja ... Ja ... frage nur! Ich werde antworten. Gib mir nur meine Medizin wieder«, brüllte der Assiniboine.

»Gut, es soll geschehen, wenn ich erkannt haben werde, dass du die Wahrheit sagst. Solltest du mich belügen, so bleibt die Strafe nicht aus. Deine Medizin wird dann verbrannt, und du bekommst einen Strick um den Hals, an dem dich Rabenfeder auf seinem Pferd zu Tode schleifen mag!«, rief der Prärieläufer drohend aus. Das Gesicht des Alten zeigte dabei einen ehernen, unerbittlichen Ausdruck.

Doktor Allan sah voll Bewunderung, in die sich ein leises Grauen mischte, zu dem graubärtigen Mann auf, der sich durch seine kühnen Taten einen Furcht erweckenden Namen unter den roten Stämmen erworben hatte. Die Drohung, den Assiniboine durch einen Strick zu erwürgen, war geeignet, ihn gefügig zu machen. Denn nichts fürchtet der Indianer so sehr wie den Tod des Erwürgens, da nach seiner Anschauung dann der Seele der Ausweg aus dem Körper versperrt ist, wodurch sie niemals in das ersehnte

Jenseits der ewigen Jagdgründe gelangen kann.

»Wo befindet sich das Lager der Assiniboine?«, wandte sich der Trapper an den Gefangenen, dessen Blicke nicht von dem Fellbeutel in Rifle Bens Hand wichen.

Zögernd lösten sich die Worte von Tatoganas Lippen. »Einen Tagesritt von hier am Cha Uakian (Berg des Donners).«

»Ich kenne den Ort. Weilt Schonga schane dort?«

Der Gefangene nickte, und der Alte fuhr fort: »Die Assiniboine haben seit dem Winter einen weißen Gefangenen bei sich. Befindet sich dieser Mann auch in dem Lager am Berg des Donners?«

Bei Erwähnung des Gefangenen ging ein Zucken über das Gesicht des Wilden, aber er beherrschte sich und sagte nach einiger Zeit: »Tatogana weiß es nicht.«

»So ...? Dann müssen wir dein Gedächtnis auffrischen. He, Rabenfeder, nimm dein Lasso und lege die Schlinge um den Hals des Lügners. Du magst dann mit ihm ein wenig spazieren reiten«, rief der Trapper grimmig.

Der ältere Mandan holte seinen Mustang herbei und näherte sich dem Gefangenen mit dem Lasso.

Der Assiniboine sah diese Vorbereitungen mit Schrecken und rief: »Tatogana darf nicht davon sprechen. Es ist ein Geheimnis, und seine Brüder werden ihn als Verräter töten!«

»Bah, du hast die Wahl! Bleibt dein Mund stumm, so entgeht dein Hals der Schlinge nicht und deine Seele bleibt für immer von den Freuden der ewigen Jagdgründe ausgeschlossen«, erwiderte der Alte, während der Mandan umständlich die Vorbereitungen zu der Exekution traf. Der Assiniboine atmete schwer.

In diesem Augenblick trat Karl Martens an den Prärieläu-

fer heran und sagte: »Bevor Ihr den Krieger tötet, zeigt ihm doch einmal das Bildnis hier und fragt ihn, ob dies der Mann sei, den die Assiniboine gefangen halten. Die Zeichnung stammt vom Maler Bodemer, der vor einigen Jahren in St. Louis war. Er begleitete den deutschen Prinzen von Wied auf seiner Reise zu den Indianern und schenkte uns das Bild meines Vaters, der ihm eine kleine Reparatur an seiner Jagdflinte ausgeführt hatte. Es ist sehr ähnlich. Ich nahm es mit, weil ich hoffte, es werde mir bei meinen Nachforschungen gute Dienste leisten. Der rote Mann wird den Vater sicher auf dem Bild wiedererkennen, wenn auch Gefangenschaft und Sorge den fröhlichen Ausdruck in seinen Zügen vernichtet haben sollten.«

Rifle Ben nahm das Bild und betrachtete es. »Du hast recht, Charley, das Bild wird uns dem Ziel näher bringen. Auf welche Weise dies geschieht, das wirst du sogleich sehen.«

Ein gellender Schrei des Assiniboine unterbrach die Rede des Trappers. Der Mandan war im Begriff, seinen Mustang zu besteigen, nachdem er die Leine am Sattelknopf befestigt hatte, deren Schlinge der Gefangene an seinem Hals fühlte. Ben winkte dem Mandan zu, er möge noch warten, und wendete sich wieder dem in Todesängsten schwebenden Assiniboine zu.

»Du hast gesehen, dass dein Leben und deine Seele nur an einem dünnen Faden hängen. Wirst du nun reden?«, fragte der Alte, worauf der Indianer mit hörbarem Zähneknirschen zur Antwort gab: »Tatogana hasst euch alle, aber er ist jetzt in eure Gewalt gegeben und muss gehorchen. Die Assiniboine haben einen weißen Jäger gefangen, der eine große Medizin besitzt, die alle kranken Gewehre

heilt.«

Bei diesem Geständnis flammte wilde, unbezähmbare Rachsucht in den dunklen Augen des Wilden auf.

Gelassen erwiderte Ben: »Du sagst die Wahrheit, ich weiß es. Der weiße Gefangene besitzt nicht nur eine starke Medizin, er verfügt auch über einen großen Zauber, der den Assiniboine sehr gefährlich werden kann. Obwohl ihr ihn bewacht, vermag er doch mit uns in Verbindung zu treten. Sieh hier, erkennst du ihn auf diesem sprechenden Papier wieder?«

Der Alte hielt dem Gefangenen die Zeichnung vor die Augen. Lange stierte der Indianer in fassungslosem Stauen auf das gut gezeichnete Porträt des Büchsenmachers.

»Uff - er ist es!«, stieß er endlich hervor und senkte den Blick. Er glaubte an eine geheimnisvolle Macht des treffend ähnlichen Bildes und gab sich verloren.

Mit Befriedigung bemerkte der Prärieläufer die Wirkung des Bildes und fuhr fort: »Du hast dich nun selbst davon überzeugt, dass wir über starke Medizin verfügen. Durch den Mann auf diesem Blatt erfahren wir alles. Er teilte uns mit, dass ihr ihn als Gefangenen und schlecht behandelt. Besonders euer Häuptling Roter Fuchs quält ihn sehr. Dafür wird ihn die gerechte Strafe treffen. Am Tage muss der weiße Mann hart arbeiten und des Nachts wird er sogar in ein Felsenloch gesperrt. Dafür wird der ganze Stamm der Assiniboine büßen, denn die Stunde der Rache für diese Grausamkeit ist gekommen.«

Die drohenden Worte des Alten entlockten dem Munde des Gefangenen ein qualvolles »Uff«.

Der Trapper fuhr fort: »Warum quält ihr den Mann auch so unnütz und werft ihn in ein schmutziges Loch. Die Fels-

spalte, worin er die Nächte zubringt, liegt in der Nähe des Flusses, nicht wahr?«

Die Worte auf dem Zettel des Gefangenen *Nacht für Nacht wirft man mich in eine feuchte Felsspalte* ließen Riffle Ben vermuten, dass der Ort in der Nähe des Flusses liegen müsse. Der Assiniboine war nunmehr überzeugt, dass die Männer alles genau wussten, und ging ahnungslos in die Falle.

Er erwiderte: »Der Berg, an dem die Assiniboine lagern, ist durch die Gewalt des Donners gespalten. Dicht am Fluss gibt es einen tiefen Felsenriss. In diesen wird der Gefangene jeden Abend, oder auch wenn Fremde das Lager besuchen, hinabgelassen. Die Wände sind glatt und steil, er kann nicht daran emporklettern, und meine Brüder brauchen ihn nicht besonders zu bewachen, da jetzt immer viele Krieger auf die Jagd reiten, denn es ist die Zeit des Büffels.«

»Die Assiniboine sind feige und grausame Hunde! Sie verdienen dasselbe Schicksal, das sie dem weißen Mann bereitet haben. By Jove! Finden wir auf unserem Weg ein ähnliches Felsenloch, so sollst du den Aufenthalt darin kennenlernen, ohne die Hoffnung, je daraus erlöst zu werden«, rief der Prärieläufer erzürnt aus. Er hatte genug gehört und wusste, welchen Weg sie einzuschlagen hatten, um Karls Vater zu befreien. Mit hasserfülltem Blick sah der Gefesselte den Männern nach, die sich nun wieder am Feuer niederließen.

In eifriger Unterhaltung wurde der Fall besprochen, bis Riffle Ben sagte: »Wir wissen ja nun, wohin wir uns zu wenden haben. Vorläufig müssen wir die Ankunft der Piegan abwarten. Erst wenn wir am Berg des Donners angelangt sind und die näheren

Umstände beim Lager der Assiniboine erkundet haben,

können wir über die Ausführung eines bestimmten Planes zur Befreiung des Büchsenmachers sprechen. Ich rate euch allen, legt euch aufs Ohr und schlaft, denn später dürfte sich wenig Gelegenheit mehr dazu finden.«

Der Rat des erfahrenen Jägers wurde befolgt, und bald schief die ganze Gesellschaft mit Ausnahme Bill Scotts, des ältesten Squattersohnes, der auf der Hügelkuppe wachte, und des Gefangenen, der, in finsternes Brüten versunken, am Wagen lag. Um die Mittagszeit weckte Bill die Schläfer und meldete die Annäherung einer Gruppe Berittener, die mehrere Wagen begleiteten. Mister Scott beschloss sofort, die günstige Gelegenheit zu benutzen; denn allein durfte er die Reise durch die einsame Prärie nicht wagen. Die Pferde wurden angeschirrt und vor den Wagen gespannt. Von den erbeuteten Mustangs erhielt der Squatter drei junge, starke Tiere, worüber er sehr erfreut war. Nach einem kurzen, aber äußerst herzlichen Abschied schied die Squatterfamilie von den Zurückbleibenden, um sich den draußen in der Prärie vorüberziehenden Reisenden anzuschließen. Sinnend sah Doktor Allan den kernigen Menschen nach, die hinauszogen, um unter Mühsal und Gefahren aller Art der Wildnis ein Stück Kulturland abzurufen. Pioniere der Zivilisation!

Gegen Abend meldete der oben auf dem Hügel postierte Kanadier Pierre das Nahen einer kleinen Reiterschar, die, von Nordwesten kommend, geradewegs auf das Lager am Hügel zuhielt. Alle atmeten erfreut auf, weil nun die Zeit des tatenlosen Harrens vorüber war. Schon von Weitem erkannten sie in dem Scheckenreiter den Piegan Grauer Wolf. An der Spitze der zwanzig Leute ritt Büffelstirn, ein stattlicher Krieger. Sein hirschledernes Jagdhemd war am unte-

ren Rand ausgezackt, zierlich bestickt und mit allerlei Tierfiguren bemalt. Drei aufrecht stehende Adlerfedern, von kleineren Eulenfedern umgeben, das Zeichen seiner Häuptlingswürde, steckten in seinem Haarschopf. Auch die anderen Piegan waren gut gekleidet. Die Schwarzfuß-Indianer waren bekannt wegen der Herstellung besonders prächtiger Büffelroben und Jagdhemden.

Würdevoll begrüßte Rifle Ben den Häuptling, der sich neben ihm niederließ. Zuerst wurde in zeremonieller Weise die Friedenspfeife geraucht, dann erst besprachen sich die beiden Führer über den bevorstehenden Streifzug. Sie wechselten nur wenige Worte darüber.

Der ungeduldige Doktor Allan, der nichts von der indianisch geführten Unterhaltung verstand, rief. »Nun, lieber Alter, wie sieht es aus? Wollen wir nicht sogleich aufbrechen, um geradewegs zu diesem verwünschten Donnerberg zu reiten?«

»O nein, Mister, so eilig ist das nicht. Erst müssen unsere Gäste, die einen langen Ritt hinter sich haben, rasten und essen. Seht, dort braten sie schon eine saftige Büffellende. Auch ihre Tiere müssen ruhen und fressen, bevor man ihnen eine größere Anstrengung zumuten darf. In zwei bis drei Stunden reiten wir los, aber nicht, um auf geradem Wege den Berg des Donners zu erreichen. Denn es wäre nicht ausgeschlossen, dass wir den Assiniboine begegneten, denen wir in der vergangenen Nacht so böse heimgeleuchtet haben. Sie sind ohne Pferde und führen Verwundete mit sich, was ihren Marsch sehr verzögert. Sie dürfen uns nicht sehen, sonst ist unser Vorhaben unmöglich auszuführen. Ohne eine Portion Geduld lässt sich eine Aufgabe wie die unsere nicht durchführen, Doktor!«, erklärte Rifle Ben ge-

lassen.

»Mir tut nur der Bursche dort leid, der sich gewiss danach sehnt, die Leidenszeit seines Vaters zu verkürzen«, erwiderte Allan.

Der Alte nickte Karl Martens aufmunternd zu und sagte: »Ich glaube es gern, aber alles zu seiner Zeit. Deine Sache ist in den besten Händen, mein Junge. Das mag dir zum Trost dienen.«

Karl Martens drückte dem rauhen, aber biedereren Trapper dankbar die Hand und ging zu den Piegan, um die prächtigen kriegerischen Gestalten in ihrem Tun und Treiben zu beobachten.

Nächtliches Dunkel hüllte die weite Ebene ein, als der Ritt zu dem Berg des Donners begann. Doktor Allan bewunderte die außerordentliche Befähigung der Indianer, in dieser weglosen Wildnis bei völliger Dunkelheit die gewünschte Richtung beizuhalten. Nur einige zeitweilig sichtbare Sterne am leicht bewölkten Himmel dienten ihnen als Wegweiser. Groß war sein Staunen, als bei beginnender Morgendämmerung der Trapper sagte: »So, nun haben wir unser vorläufiges Ziel erreicht. In jenem dunklen Wald dort wollen wir lagern. Wäre es ganz hell, so würde man den Gipfel des Donnerberges über dem Wald sehen.«

»Aber das grenzt ja ans Wunderbare, wie Ihr den Weg in dieser nächtlichen Wildnis so sicher gefunden habt!«, rief der Gelehrte.

Lachend erwiderte Ben: »Wüsste wirklich nicht, wie das Wunder aussehen sollte! Wir wollen uns beeilen. Die Sonne darf uns nicht im Freien bescheinen.«

Nach einem scharfen kurzen Ritt erreichten sie den Wald, in dessen verwachsener Wildnis sich die kleine Schar vor

den spähenden Augen der Assiniboine verbarg. Einer der Pegankrieger hielt Wache, während alle anderen Teilnehmer des Zuges sich niederlegten, um zu schlafen.

Als Doktor Allan nach Stunden erwachte, sah er sich verwundert um. Er hatte von zu Hause geträumt und sah sich nun plötzlich in die Wirklichkeit eines wilden Waldes, umgeben von ruhenden Indianern, zurückversetzt. Der Anblick der roten Krieger führte dem jungen Mann die bedenkliche Tatsache vor Augen, dass er, der friedliche Gelehrte, sich in ein höchst gefährliches Abenteuer eingelassen hatte. Der Ausgang des Streifzuges erschien ihm keineswegs sicher, wenn er bedachte, dass man es mit einem überlegenem blutdürstigen Gegner zu tun hatte. Mit irgendwelcher Hilfe war nicht zu rechnen. Sie befanden sich viele Meilen weit von befreundeten Menschen entfernt, allein in dem Gebiet ihrer Feinde. Als aber der Blick Allans den von Unruhe und Sorge gepeinigten Karl Martens streifte, da wichen alle Bedenken von ihm, und er erkannte, dass er sich nicht leichtsinnig in ein Abenteuer gestürzt hatte, sondern nur dem Gebot der Pflicht gefolgt war. Er fasste den festen Entschluss, in dem bevorstehenden Kampf seinen Mann zu stehen, damit der Vater des braven Jungen dort aus der Gewalt dieser unmenschlichen Assiniboine befreit würde. Vergebens sah sich der Forscher nach Rifle Ben um. Auch der Häuptling der Piegan fehlte. Als er nach ihnen fragte, erwiderte Baptist, die Führer seien auf Kundschaft aus.

Erst nach Stunden kehrten sie zurück. Auf Befragen erklärte der Trapper, dass ihr Unternehmen wohl schwierig sei, doch hoffe er, dass der Plan, den er mit dem Häuptling ersonnen habe, glücken werde. Ohne nähere Erklärung

über die Ausführung zu geben, legte er sich wieder zur Ruhe nieder und riet dem Gelehrtem ein Gleiches zu tun, da sie zur Ausführung ihrer Aufgabe alle Kräfte nötig hätten. Missmutig befolgte Allan den Rat des klugen Alten, obwohl er gern eingehender mit ihm über sein Vorhaben gesprochen hätte.

Die Abenddämmerung senkte sich hernieder und hüllte die Erde in düstere Schleier, als die kleine Schar unter tiefem Schweigen den Wald verließ. Vorsichtig näherte sie sich den Hügeln, die den Wasserlauf des Musselshell River einsäumten. Plötzlich hielten die an der Spitze reitenden Führer an.

Rifle Ben sagte zu seinen Gefährten: »Hier müssen wir uns trennen. Der Häuptling Büffelstirn reitet mit seinen Kriegern nach Süden, um den vor uns liegenden Berg des Donners zu umgehen. Seine Aufgabe ist, mit den Piegan die Mustangherde zu scheuchen und, wenn möglich, wegzutreiben. Wir reiten bis zum River und schleichen dann flussaufwärts bis zu der Stelle, wo ein felsiger Ausläufer des Berges dicht an das Ufer herantritt. Dort muss sich die Felsspalte befinden, die den Berg durchschneidet. Zur selben Zeit, wo die Piegan von Süden her angreifen, müssen wir zu der Felsenspalte eilen und nach dem Deutschen suchen. Die Aufmerksamkeit der Assiniboine wird durch den Angriff auf ihre Mustangherde von dem nördlichen Teil ihres Lagers abgelenkt, und ich hoffe, es bleibt uns Zeit genug übrig, um den Gefangenen herauszuholen. Das ist, kurz gesagt, unser Plan. Ob er gelingt, weiß ich natürlich nicht, denn es können Zwischenfälle eintreten, die irgendeine Änderung notwendig machen. An sich ist er einfach, und wenn ein jeder seine Pflicht tut, werden wir den Assi-

niboine einen Streich spielen, der ihnen einen empfindlichen Schaden zufügt. Nun weiß jeder Bescheid. Alles Weitere besprechen wir an Ort und Stelle. Büffelstirn wird das Zeichen zum Angriff geben.«

»Howgh!«, erwiderte zustimmend der Häuptling und ritt mit seinen Kriegeren in südlicher Richtung davon. Rifle Ben führte seine Gefährten zwischen zwei flachen Hügeln hindurch bis an das Ufer des Flusses, dessen Rauschen laut durch die Stille der Nacht drang. An einem, sich dunkel von der Umgebung abhebenden niederen Gehölz wurde haltgemacht.

Mit leiser Stimme gebot Rifle Ben: »Steigt ab, die Tiere müssen hierbleiben. Doktor, es wäre mir am liebsten, wenn Ihr mit dem Knaben die Bewachung der Pferde übernehmen wolltet. Die vor uns liegende Aufgabe stellt Anforderungen, die einem Mann, der sich im Osten mit dem Tintengerät herumschlägt, fremd sind. Daher ...«

»Schweigt, alte Lederjacke, ich gehe mit und danke dafür, mich hier im Busch zu verkriechen, während andere der Gefahr die Stirn bieten«, unterbrach der junge Gelehrte ärgerlich den Alten. Auch Karl Martens erklärte, unter keinen Umständen zurückbleiben zu wollen.

»Schwätzt nicht unnütz von Gefahren, Mann«, sagte der Trapper, »wir wehren uns bloß unserer Haut. Ob das hier überhaupt nötig sein wird, das hängt von den Umständen ab. So mag denn Pierre bei den Gäulen zurückbleiben. Vorwärts, folgt mir und haltet euch genau an das, was ich euch vormache«, sagte der Alte und schritt leise auftretend voran.

Nachdem sie etwa eine Viertelstunde am Ufer des Flusses zwischen losem Gestrüpp aufwärts geschritten waren, ge-

wahrten sie zwei schwach leuchtende Lichtpunkte vor sich. Ben blieb stehen und flüsterte: »Dort, wo die beiden Feuer brennen, stehen die Zelte der Assiniboine. Das uns zunächst gelegene Feuer befindet sich mitten im Zeltlager, das andere bei den oberhalb des Dorfes weidenden Mustangs. An beiden sitzen Wächter. Wir schleichen jetzt noch ein wenig weiter, bis wir zu dem Felsen gelangen, der bis an das Flussufer heranreicht.«

Wieder setzte sich der kleine Trupp in Bewegung. Bald sahen die Männer den Schein der beiden Feuer nicht mehr, weil der Felsenrücken sich davorschob. Vorsichtig näherten sich die Schleichenden dem Ende des Felsenriffs, das, etwa zwanzig Schritte vom Fluss entfernt, steil aufragte. Im Schutz der sie deckenden Felswand wurde haltgemacht. Ben kroch bis zur Felskante und spähte zum Dorf hinüber. Er rief den Doktor an seine Seite. Dieser betrachtete voll Interesse den Ort, welcher der Schauplatz erregter nächtlicher Szenen werden sollte. Hinter dem Felsenriff, das sie verbarg, erweiterte sich das flache, leicht ansteigende Ufer ganz bedeutend und lief weiter oberhalb in die freie Ebene aus. Die steilen Wände des Donnerberges traten zurück. Zwischen ihnen und dem Fluss lagen in einer Entfernung von hundert Schritten die Zelte des Assiniboinedorfes, deren spitze Kegel, vom Feuerschein schwach erhellt, aus dem nächtlichen Dunkel leuchteten. Hinter dem Dorfe befand sich die Mustangherde.

»Seht Ihr den dunklen Strich an der Felswand?«, wandte sich Ben flüsternd an Allan. Als dieser bejahte, erklärte der Alte: »Das ist der Felsspalt, der tief in den Berg einschneidet. Die Rothäute glauben, ein Blitzstrahl habe den Berg gestalten, deshalb haben sie ihm den Namen Berg des Don-

ners gegeben. Gleich am Eingang, der sehr zerklüftet ist, muss sich das Felsloch befinden, in dem der deutsche Rifledoktor steckt.«

»Hoffentlich finden wir den Ärmsten, damit er endlich erlöst wird«, sagte James Allan, dessen Herz vor Erwartung und Unruhe heftig schlug, wenn sein Blick auf die nahen Zelte fiel, in denen die wilden Gegner schliefen.

»Wir werden ihn schon herausholen«, meinte Rifle Ren gelassen, den die Nähe der blutdürstigen Wilden nicht aus seiner gewohnten Ruhe brachte.

So verging nahezu eine Stunde, die dem vor Erwartung bebenden Karl Martens eine Ewigkeit dünkte. Rifle Ren beruhigte ihn mit dem Hinweis darauf, dass die Piegan ja einen viel weiteren Weg zurücklegen mussten als sie selbst. Plötzlich dröhnte der Knall eines Schusses durch die Stille der Nacht. Ein wilder, triumphierender Schrei, der aus der Mitte des Dorfes ertönte, folgte unmittelbar darauf.

»Goddam! Das war Büffelstirn! Ein toller Kerl! Er hat sich in das Dorf geschlichen und einen der Wächter erschossen. Vorwärts, wir müssen uns beeilen«, rief Ben mit gedämpfter Stimme und eilte in raschem, möglichst geräuschlosem Lauf um die Felsecke herum, gefolgt von seinen Gefährten. Der Schrei des Piegan-Häuptlings entfesselte ein furchtbares Geheul. Es war das Signal für seine Krieger zum Angriff auf die Mustangherde, den sie gut vorbereitet hatten. Die eine Hälfte seiner Leute war zu Fuß bis in die Nähe des Feuers geschlichen, wo die Wächter saßen. Als der Knall des Schusses die Luft erschütterte, sprangen die Wächter erschreckt auf. Sofort schossen die Piegan die Männer nieder, bildeten eine Linie und liefen, ein gellendes Geschrei ausstoßend, auf die wild durcheinander jagenden Must-

angs zu. Dabei schwenkten sie ihre Büffelroben (Fellmäntel), die aufgeregten Tiere vor sich her vom Dorf fort treibend. Ihre berittenen Gefährten jagten auf das Zeltdorf zu und schossen auf die in den Zeltgassen sichtbar werdenden Gestalten.

Tosender Lärm erfüllte die Talbreite. In panikartiger Flucht galoppierten die Mustangs der freien Prärie zu. Da wandten die berittenen Piegan, die inzwischen ihren kühnen Häuptling aufgenommen hatten, ihre Mustangs und rasten hinter der fliehenden Herde her. Ihre Gefährten hatten ihre eigenen Tiere wieder bestiegen und bemüht sich, die auseinanderstrebenden Mustangs der Assiniboine, die entsetzt davonpreschten, zusammenzuhalten. Es gelang ihnen, einen erheblichen Teil der flüchtenden Tiere fortzutreiben. Sie wussten, dass die anderen nicht eher anhalten würden, als bis sie völlig erschöpft waren. So waren die Assiniboine nicht in der Lage, die Diebe zu verfolgen, wenn auch einige besonders wertvolle Tiere, die, gesondert von der Herde, bei den Zelten angepflockt waren, in ihrem Besitz geblieben waren.

Schreiend und schießend rannten die Assiniboine hinter den Piegan und ihren Mustangs drein. Rifle Ben und seine Gefährten waren zu der Felsspalte geeilt. Da die ungeteilte Aufmerksamkeit der Assiniboine sich auf die Abwehr der Pferdediebe am anderen Ende des Dorfes richtete, hatten sie zunächst keine Störung bei der Befreiung zu befürchten. Als sie vor der dunkel gähnenden Öffnung der schmalen Schlucht ankamen, befahl Rifle Ben: »Baptist, Ihr bleibt hier am Eingang stehen und beobachtet die nächste Umgebung. Sobald sich etwas Verdächtiges zeigt, habt Ihr es zu melden.«

Die anderen waren schon in die Felsenge eingedrungen und suchten nach dem Gefängnis des Deutschen. Die Weißen liefen aufgeregt hin und her, wobei sie den Namen des Gefangenen wiederholt riefen. Die beiden Mandan verhielten sich ruhiger und tasteten die Wände ab.

»Wollt ihr wohl schweigen!«, schrie Ben ärgerlich. »Auf diese Weise vergeht kostbare Zeit, und wir finden den Mann nicht. Habt Ihr die Kerze zu Euch gesteckt, Doktor? Ja? Dann brennt sie an, ich werde rufen. Aber dass mir keiner von euch auch nur einen Laut hören lässt.«

Schnell wurde nun die Kerze angezündet, und als ihr schwacher Schein die zerrissenen Felswände beleuchtete, rief Ben: »Hallo ... Master Martens ... seid Ihr hier? Gebt Antwort, damit wir Euer Versteck finden!«

Atemlos lauschten die Anwesenden. Doktor Allan fuhr zusammen, als eine dumpfe Stimme antwortete.

»Ja ... ja ... helft ... ich bin Martens«, tönte es gedämpft zu ihnen.

Die Köpfe der beiden Mandan fuhren beim Klang der Stimme herum. Ihre glänzenden Augen blieben an einer Stelle der Felswand hängen. Karl Martens lehnte totenbleich an einem Felsblock. Ben rief dem Gefangenen zu, er möge noch einmal antworten, damit sie die Stelle genau feststellen könnten. Wieder ertönte die hohle Grabesstimme.

Der Trapper deutete auf einen Riss in der Felswand und rief: »Hier ist die Stelle!«

Doch schon waren die Mandan in die Spalte hineingeklettert. Rabenfeder machte alsbald sein Lasso los und sah den weißen Jäger erwartungsvoll an.

»Ich sehe Licht! - Seid ihr das?«, rief der Mann im Felsen

wieder. Diesmal klang seine Stimme bedeutend klarer.

»Seid Ihr gefesselt?«, fragte Ben hinab.

»Ja - man hat mir die Hände auf den Rücken gebunden«, tönte es zurück.

»Dann muss dein Junge hinunter, Rabenfeder«, befahl Ben.

Der junge Mandan band sich an das Lasso fest, nahm sein Messer zwischen die Zähne und verschwand in der Tiefe des seitlich in den Berg schneidenden Spaltes. Einige Minuten voller Spannung vergingen, dann rief Roter Elk, man möge anziehen. Gleich darauf tauchte ein blasses, bärtiges Männergesicht aus der Tiefe empor. Noch ein Ruck, und des Befreiten Knie fanden an der Kante Halt.

»Ihr Männer ... Gott ... lohne es euch«, keuchte der abgezehrte Mann, der nur mit den Fetzen eines indianischen Anzuges bekleidet war.

»Nichts von Dank! Eilt, noch seid Ihr nicht in Sicherheit«, rief Ben dem Befreiten zu.

»Vater ... Vater!«, rief Karl.

Der Gerettete taumelte, raffte sich wieder auf und glitt mit dem Ausruf »Mein Junge! - Mein Karl!« in der Felsrinne hinab, um den auf der Sohle des Spaltes stehenden Sohn in die Arme zu schließen. Rabenfeder hatte mit Bens Hilfe seinen Sohn emporgezogen, und alle drei eilten zu der erschütterten Gruppe. Da krachte vom Eingang her ein Schuss.

»Fort!«, schrie Ben und rannte dem Ausgang zu. Alle folgten.

»Weshalb habt Ihr geschossen?«, schrie der Alte den Kanadier an.

»Ein paar Frauen näherten sich der Felsspalte. Sie trugen

Packstücke auf dem Rücken, als wollten sie hier etwas verstecken. Mein Schuss hat sie verjagt«, antwortete Baptist.

»Ihr konntet nicht anders handeln, aber nun haben wir das Gesindel auf den Fersen! Vorwärts! Strengt alle Kräfte an, wir laufen um unser Leben!«, rief Ben. Zu dem Geretteten aber sagte er: »Ihr seid nicht kräftig genug, um einen Dauerlauf mitmachen zu können. Sobald wir an der Felsecke angekommen sind, eilt Ihr voraus mit dem Doktor und Eurem Jungen, während wir den Hunden eins auf ihre schmutzigen Nasen geben, ... Hallo! Fort, da kommt die Brut schon!«

In rasendem Lauf eilten die Männer dem Felsenriff am Fluss zu. Zwischen den Zelten schossen vereinzelt Assiniboine hervor, die sofort begriffen, worum es ging, und sich bemühten, den Flüchtlingen den Weg abzuschneiden. Es war wirklich ein Wettlauf mit dem Tod. Als Erster kam der junge Mandan, ein vorzüglicher Läufer, an der Landenge zwischen Fluss und Fels an. Gleich nach ihm aber trafen zwei Assiniboine-Krieger dort ein, die ihren Gefährten, älteren Kriegern, weit voraus waren. Den Ersten schlug Roter Elk mit dem Tomahawk nieder. Der Assiniboine stürzte, sein Körper überschlug sich, um dann hart am Wasser regungslos liegen zu bleiben. Den zweiten Assiniboine schoss Doktor Allan mit seiner Pistole tot. Doch da waren die Gefährten auch schon angelangt. Sie wandten sich um und feuerten auf die nachkommenden Feinde, die schleunigst hinter Büschen und Steinen Deckung suchten.

Doktor Allan und Karl liefen mit dem Geretteten weiter. Dies geschah zur selben Zeit, als die Assiniboine jenseits des Zeltdorfes hinter den ihre Mustangs forttreibenden Piegan hinterher rannten. Die Lage wurde aber mit jedem Au-

genblick kritischer, denn immer mehr Assiniboine hatte die Schießerei beim Felsen angelockt. Sie rückten im Schutz der Dunkelheit immer näher, und die Gefahr lag nahe, von ihrer Überzahl überrannt zu werden.

»Ich denke, unsere Freunde haben nun einen genügenden Vorsprung. Wir wollen unsere Büchsen nach einmal abfeuern. Dann mag der Lauf beginnen. Sitzen wir erst auf den Rücken unserer Tiere, so können sie uns nichts mehr anhaben«, sagte Rifle Ben und schoss einem zu vorwitzigen Assiniboine eine Kugel durch den Kopf. Die Schüsse aus den Büchsen seiner Gefährten lösten sich ebenfalls und nicht vergebens, wie mehrere Aufschreie bewiesen. Roter Elk aber ließ seine Siegeszeichen nicht im Stich. Er sprang zu dem von ihm niedergeschlagenen Assiniboine am Wasser hin und nahm ihm den Skalp.

»Ein ganz fixer Junge«, brummte der Prärieläufer, als er das Wutgeheul der Assiniboine vernahm, die dem wackeren Mandan-Jüngling ihre Kugeln nachsandten, ohne ihm zu schaden. Die letzte Salve hatte die Gegner doch eingeschüchtert. Sie wagten keinen offenen Angriff. So blieb den Flüchtlingen Zeit genug, um ihre Pferde ungefährdet zu erreichen. Sie sahen und hörten nichts von den Wilden. Als sie jedoch abreiten wollten, krachten mehrere Schüsse, von denen einer den Kanadier Pierre leicht am Arm verwundete. Man gab sich nun weiter keine Mühe, das Feuer der im Gestrüpp verborgenen Schützen zu erwidern. Mit wütendem Geheul sandten die Assiniboine den Davonreitenden noch einige Kugeln nach.

Unter Rifle Bens Führung hatte die kleine Schar bald die offene Prärie erreicht. Der Alte hielt sein Maultier an und wandte sich seinen Gefährten zu.

»Freunde, wir müssen so schnell wie möglich aus dem Bereich der Assiniboine zu kommen suchen. Eine Anzahl Mustangs werden sie sicher bald wieder erlangen und uns damit verfolgen. Der Streich, den wir ihnen gespielt haben, wird ihre Rachgier zu äußersten Anstrengungen anstacheln. Wenn sie auch nicht zahlreich genug sind, um uns offen anzugreifen, so sind wir doch keineswegs sicher vor ihnen aus dem Hinterhalt abgeschossenen Kugeln oder Pfeilen. Von der Schnelligkeit der Reittiere hängt unser Schicksal ab. Unser nächstes Ziel ist die weiter unten über den Fluss führende Furt, wo wir mit den Piegan zusammentreffen werden. Vorwärts denn! Schont die Gäule nicht!«

Mit einem Zischlaut trieb der Prärieläufer sein Tier an, und in wildem Galopp sprengte die Schar über die Ebene dahin. Nach einer Stunde hielt der Alte sein Maultier wieder an, um sich zu orientieren. Bald hatte er die Furt gefunden. Während seine weißen Gefährten abstiegen, um zu rasten, ritt er mit den Mandan in die Prärie hinaus, den Piegan entgegen. Eine halbe Meile vom Ufer des Musselshell River entfernt machten die drei halt und lauschten in die nächtliche Prärie hinaus. Kein Wort wurde gesprochen, bis plötzlich der matte Hall zweier rasch hintereinander abgefeuerter Schüsse die Stille unterbrach.

»Sie sind zu weit nach Süden gelangt, sagte Ben und feuerte seine Büchse ab, um den Piegan die Richtung anzugeben. Es dauerte denn auch nicht lange, und der dumpfe Hufschlag einer galoppierenden Reiterschar wurde hörbar. Eine dunkle Masse bewegte sich rasch auf die drei Späher zu. Büffelstirn ritt heran und erkundigte sich bei Ben nach dem Stand der Dinge. Sobald er erfahren hatte, dass die Be-

freierung des Gefangenen geglückt war, drängte er zur Fortsetzung der Flucht.

»Dort ist die Furt, wir müssen sie rasch durchreiten, um den Fluss zwischen uns und die Assiniboine zu bringen. Die Herzen dieser Hunde sind voll Wut; und großer Zorn macht mutige Krieger. Denkt mein weißer Bruder auch so?«, fragte der Piegan.

»Well! Ich stimme dir bei! Wir dürfen nicht eher rasten, bis die Little Belt Mountains hinter uns liegen. Go on«, antwortete der Alte und ritt los.

Bald war die Furt erreicht. Es war ein schwieriges Unterfangen, die aufgeregten einzelnen Mustangs durch den Fluss zu bringen, aber die gewandten Piegan erledigten mit großer Geschicklichkeit ihre Aufgabe. Doktor Allan bewunderte die geschmeidigen Reiter, denen auch nicht eins der ungebärdigen Tiere entwichte. Am linken Ufer des Flusses angelangt, begann ein wilder, fluchtartiger Ritt, der an Mann und Ross außergewöhnliche Anforderungen stellte.

Der gerettete Klaus Martens litt am schwersten unter den Anstrengungen, da sein Körper durch die schlechte Behandlung während der Gefangenschaft geschwächt war. Doch tapfer überwand er alle Schwächeanwandlungen, aber als endlich haltgemacht wurde, brach er zusammen. Seine Ohnmacht, die Karl sehr besorgt machte, währte jedoch nicht lange. Der Duft des am schnell entzündeten Feuer bratenden Fleisches weckte seine Lebensgeister. Ein Schluck Branntwein brachte den Erschöpften vollends zu sich. Mit dem gleichen Heißhunger wie seine Gefährten fiel er über die Speisen her.

Als er gesättigt war, dankte er mit bebender Stimme den Männern für seine Befreiung, für die sie so kühn und ent-

schlossen ihr Leben gewagt hatten. Die Erinnerung an die Qualen, die er während der beinahe ein Jahr dauernden Gefangenschaft unter den rohen Wilden erduldet hatte, erregte ihm noch jetzt ein Grauen. Um so heißer war sein Dank.

»Wir wurden damals, in den Black Hills war's, im Schlaf von den Assiniboine überfallen. Was aus meinen Gefährten geworden ist, weiß ich nicht. Nachdem die Horde in das Lager zurückgekehrt war, musste ich unter steten Miss-handlungen hart arbeiten. Sobald man meine Berufskenn-tnisse erkannt hatte, wurde ich gezwungen, alle fehlerhaften Flinten wiederherzustellen. Trotz des Nutzens, den sie durch mich hatten, behandelten mich die Schurken schlecht. Damit nur ja kein Mensch etwas von mir und meiner Tätigkeit erfahren sollte, wurde ich eingesperrt und meine Anwesenheit geheim gehalten. Ihr könnt euch kaum vorstellen, wie sehr ich darunter gelitten habe. Sehnsucht nach meiner guten Frau und den Kindern drückte mir schier das Herz ab. Unablässig beschäftigte mich der Ge-danke an Flucht. Aber meine Lage war hoffnungslos. Da kam mir eines Tages der Gedanke, die Blätter meines Tage-buchs mit einer Mitteilung zu versehen und dem Wind zu übergeben. Vielleicht hatte ich Glück, und es fand doch ein-mal ein Fremder einen der Zettel und las die Schilderung meiner entsetzlichen Lage. Monate vergingen, ohne dass sich ein Erfolg zeigte. Ihr vermögt euch daher wohl eine Vorstellung davon zu machen, wie mir zumute war, als ich gleich nach Beginn des Tumults draußen eure Stimmen hörte. Eine entsetzliche Angst überfiel mich, weil ich fürch-tete, ihr möchtet achtlos an meinem Gefängnis vorüberge-hen. Die Vorsehung aber rettete mich, und nun habe ich

doch einem der vielen Zettel, die ich dem Winde anvertraute, vor allen Dingen aber euch die Befreiung zu verdanken! Das werde ich euch nie vergessen, ihr tapferen Männer.«

»Nicht uns, in erster Linie habt Ihr dem Doktor dort zu danken! Seine Wissbegierde gab den ersten Anstoß. Er war so erpicht darauf den Inhalt eines Medizinbeutels kennenzulernen. Als er den Ersten - er gehörte einem Assiniboine an, den Euer Junge niedergeschossen hatte - untersuchte, fand er Euren Zettel!«, erzählte lachend der alte Trapper.

»Mein Verdienst ist wahrlich gering, Mister Martens!«, wehrte James Allan ab, dem Deutschen die Hand hinhaltend. »All diese Männer haben eifrig mitgewirkt. Dass ich gerade den Zettel finden musste, war vom Schicksal bestimmt. Vielseitig sind die Erfolge der Wissenschaft, aber dass sie einem Menschen zur Freiheit aus unwürdiger Gefangenschaft verhilft, ist zumindest neu! Freuen wir uns darüber. Bald sind alle Gefahren überwunden, und Ihr werdet Eure Angehörigen wiedersehen, Mister Martens!«

»Meine liebe Frau! Die guten Kinder! Sie werden euer Andenken segnen!«, sagte der Befreite, Tränen im Auge.

Sechs Tage später ritten die Reisenden durch das Tor des Forts Mackenzie. Damit war jede Gefahr vorüber. Ihr Bericht erweckte das lebhafteste Interesse der Besatzung. Nur wenig Tage Rast, und die unerbittliche Trennungsstunde schlug. Doktor Allan ritt mit seiner Gesellschaft weiter, den Quellen des Missouri zu. Die Piegan hatten einen Teil der erbeuteten Mustangs gegen Waren, Waffen und Munition umgetauscht und wollten nun wieder das Zeltlager ihrer Stammesgenossen aufsuchen. Klaus Martens, der ebenfalls einige Mustangs erhalten hatte, und sein Sohn Karl schlossen sich einer Abteilung Voyageure der Pelzkompanie an,

die nach Fort Union gingen. So verabschiedeten sich die Menschen voneinander, die während einer Reihe von Tagen in treuer Gemeinschaft den Gefahren der Wildnis getrotzt hatten. Nach einem herzlichen Abschied ritten sie in verschiedenen Richtungen davon. Der Gerettete und sein Sohn gelangten wohlbehalten in St. Louis an.

Die Heimkehr des Verschollenen gestaltete sich zu einem Freudenfest, an dem Nachbarn und Freunde der deutschen Familie den innigsten Anteil nahmen. Die Leiden des schwer geprüften Mannes waren vorüber, seit er wieder im Kreis seiner Lieben weilte. Alle Teilnehmer des Zuges gegen die Assiniboine aber gedachten noch oft dieses Erlebnisses und erzählten an Lager- und Kaminfeuern gern die abenteuerliche Geschichte von dem Geheimnis des Medizinbeutels.

Hassan el Mamluks Schicksale und abenteuerliche Flucht Wahren Begebenheiten nacherzählt von Franz Hillmann

Gleiche Existenzkämpfe wie sie vor nicht allzu langer Zeit in der Nordwestecke Afrikas, in Marokko, zwischen den Rifleuten Abd et Krimis und den vereinigten Truppen Frankreichs und Spaniens tobten, wurden vor mehr als einem Jahrhundert in dem Marokko östlich benachbarten Algerien zwischen den landeingesessenen Kabylen und den Franzosen ausgefochten.

Im Jahre 1830 befand sich unter den französischen Fremdenlegionären, die in dem eroberten Bougie, der Hauptstadt Kabyliens, lagen, auch ein deutscher Deserteur, ein Brandenburger Handwerkersohn mit dem nicht gerade seltenen Namen Schulze. Freiheitswahn und der Drang nach Abenteuern, die in seinem Blut kochten, führten diesen havelländischen Sattlerlehrling durch eine Kette buntester und wildester Erlebnisse. Die Flucht in die Fremdenlegion und die Einschiffung nach Afrika waren nur der primitive Anfang dieser Kette! Seine Desertion aus der Festung Bougie, der französischen Garnison, setzte diese Kette schon erheblich komplizierter fort. Er kam als Gefangener der Kabylen in das Dorf Schallata, hatte dort nach längerer Qualzeit zu wählen zwischen dem »Tschagar testa«, das heißt »Kopf ab« als Christ, und dem »Makatsch tschagar testa«, das heißt »nicht Kopf ab« als Moslem - und wählte das Letztere!

Nun galt er als »Mamluk«, was aber nicht etwa »Sklave« bedeutet, sondern eher den Sinn der Vornehmheit hat (wie in Ägypten, wo die »Mamluken« die herrschende Klasse waren) und hieß Hassan el Mamluk. Durch ein Verlöbnis

mit einer Kabylin kam er für den Fall der Ehe in Konflikt mit der furchtbaren Blutrache der Feinde seiner Braut ... Er verheiratete sich also nicht, zog vielmehr aus Setif, der zweiten, im Innern gelegenen Hauptstadt Kabyliens, wo er sich aufgehalten hatte, nach Constantine. Und dort ging ihm ein Glücksstern auf.

Constantine war damals ein unabhängiger Staat, den Ali Bey, ein energischer, aber leicht zum Jähzorn neigender Mann von fünfzig Jahren regierte.

Dort gelangte Hassan el Mamluk zu geachteter Stellung, wurde Kommandeur der neu gebildeten Milizkompanie non Kulugli, als welcher er sich in prächtige türkische Tracht kleidete, und verbrachte die fünf schönsten Jahre seines Lebens ... bis 1836 die Franzosen ihre erste Expedition gegen Constantine unternahmen.

Hassan el Mamluk zweifelte keinen Augenblick daran, dass die Stadt eingenommen werden würde. Wie sich in diesem Fall sein Los als Deserteur und Renegat, der mit der Waffe in der Hand gegen Frankreich kämpfte, gestalten würde, war ihm nur allzu klar! Wider Erwarten misslang den Franzosen der Feldzug. Die feste Stadt trotzte dem geringen Belagerungspark, der gegen sie eingesetzt wurde. Aber die Franzosen würden wiederkommen, das war sonnenklar. Und dann würden sie Sieger sein! Hassan durften sie nicht finden! Seiner Sicherheit zuliebe wollte er seine glänzende Stellung opfern und Constantine verlassen.

Eine Gelegenheit dazu sollte sich bald finden. Etwa zehn Tagesreisen südlich von Constantine lag in der algerischen Sahara Tuggurt, der Sitz eines Scheichs aus dem uralten edlen Geschlecht der Dschellab. Dieser wollte eine kleine reguläre Truppe einrichten und sandte zu diesem Zweck

Werber nach Constantine. Mit welch überschwänglichen Worten priesen diese die Schönheit der Hauptstadt ihres Landes, die Pracht des Hofstaates und den Glanz des Scheichs! Gold, Diamanten, reihersbesetzte Turbane von kostbarster Seide, Smyrnateppiche und Marmorpaläste zauberten ihre Rede vor die Sinne. Der ganze Pomp irdischer Größe erstand in der Fantasie der lauschenden Hörer, unter denen sich auch Hassan el Mamluk befand. Ausschlaggebend für ihn aber war schließlich die Aussicht auf reichen Sold im Dienste des Scheichs von Tuggurt ... und er schloss mit den Werbern zusagend ab.

Natürlich musste dies ein strengstes Geheimnis bleiben. Hassan wusste: Offenbarwerden bedeutete schärfste Bestrafung, ja - bei Ali Beys Wesensart - den Tod! Aber was seine Schweigsamkeit verschloss, eröffnete die Geschicklichkeit der Werber, die des Mameluken vornehme Person als Lockvogel für noch Unschlüssige benutzten! Hassans Plan wurde ausgeschwatzt und die ganze Angelegenheit kam zu Ohren Ali Beys.

Eisigkalt griff es dem Einsamen ans Herz. Er ahnte - er wusste: Das Seil war gerissen, der Italiener war in die Tiefe gestürzt, war zerschmettert, war eine formlose Masse von Fleisch, Blut und Knochen.

Ein fürchterliches Grauen überkam Hassan. Er wagte zitternd keinen Griff, keinen Schritt mehr für die Flucht. Schließlich rutschte er vom Abhang fort und versteckte sich zähneklappernd in dem verfallenen Haus - die Nacht und den folgenden Tag hindurch, und noch eine Nacht bis zum Morgen des nächsten Tages. Er ließ auch noch den Mittag herankommen.

Hassan kannte die Lebensgewohnheiten der Leute dieser

Gegend. Er wusste: Zu dieser Zeit schläft alles! Und vorsichtig lugte er aus einem Mauerloch in den Abgrund hinab.

Von dem verunglückten Italiener war nichts zu sehen! Hatte man seine Leiche gefunden und bereits beseitigt? Ihre Flucht hatte man sicher schon längst entdeckt und war nun hinter ihnen her. Wo waren seine Häscher? Konnten sie ihn hier vermuten? - Nein, sicher nicht, denn das verräterische Seil hatte er bereits in der Fluchtnacht entfernt.

Er ließ eine weitere Nacht vergehen.

Da stellte er den ersten seiner Feinde fest, einen der grimmigsten, den Hunger! In seiner Pein beschloss Hassan einen neuen Fluchtversuch. Mit Hilfe von Seilen konnte er ihn allerdings nicht durchführen, denn die alten waren zu kurz, und neue hatte er nicht zur Stelle. Er zermarterte sein Hirn, erwog Plan um Plan und kam schließlich darauf, am Tage in irgendeiner Vermummung Constantine zu verlassen. Aber wie sich eine solche Vermummung verschaffen?

Da kam ihm die Fertigkeit in seinem früheren Gewerbe, der Sattlerei zu Hilfe. Er steckte noch in seiner glänzenden Mamelukenuniform, trug über der Dschobba, dem Ärmelhemd, die bauschige Hose, Weste und Jacke, goldbetrest, von feinstem Tuche, und den weißen Burnus.

Die typisch türkische, militärische Uniform musste verschwinden, die hätte ihn nur verraten. Aber der weite weiße Burnus konnte seinen Zwecken dienen!

Er trennte ihn mit seinem Messer auseinander, benutzte sein silbernes Uhrgehänge als Nähadel und stückelte sich, so gut und so schlecht es ging, aus den Burnusteilen ein kabylisches Frauengewand zurecht.

Die Kabylinen verhüllen ihr Gesicht mit einem Tuch,

das sie Schleier nennen, das man aber besser mit dem Ausdruck »Gesichtsverpackung« bezeichnen könnte.

Und eine solche war nötig, denn sein brandroter Bart wäre Hassan todsicher zum Verräter geworden. Die notwendige Gesichtsverpackung schneiderte er sich aus dem Innenfutter seiner Uniform zurecht, ließ diese in der Ruine zurück, hüllte sich in seine Maskerade und verließ am Morgen des vierten Tages sein Versteck als »kabylisches Weib«.

Da er nicht sehr groß von Gestalt war und gebückt gehen musste, fiel seine männliche Statur nicht weiter auf. So hinkte er, die Manieren eines alten Mütterchens nachahmend, über das Felsplateau zu der Brücke El Kantara, die den Abgrund auf der einen Seite überwölbte und den einzigen Ausweg aus dem nicht ummauerten Stadtteil bildete.

Wie oft zuckte er auf diesem Wege erschrocken zusammen, wenn er auf türkische Soldaten traf, auf Leute, die er kannte, frühere Gefährten und Untergebene.

Ein Zittern lief bei jeder Begegnung über seine Gestalt ... Doch ging die Gefahr des Entdecktwerdens an ihm vorüber.

Da! - Er befand sich schon auf der Mitte der Brücke El Kantara - fühlte er sich plötzlich erfasst, fuhr zusammen und schaute sich angstvoll um. Ein alter zerlumpter Kabyle stand hinter ihm, hielt ihn mit beiden Armen fest und schrie ihn in rohem Ton an, er solle einen leeren Krug und einen schweren Pack mit Waren für ihn weitertragen.

Hassan wusste, dass bei den Kabylern die Frauen als Lasttiere gelten. Er hatte solche oft bis zu sechzig Pfund schwere Ölkrüge zur Stadt buckeln sehen. Stumm lud er also die Last auf sich und keuchte unter ihr weiter, in seinem Innern befriedigt, dass seine Verkleidung so gut gelungen

war. Der alte Kabyle ging wortlos neben ihm und wurde erst gesprächig, als ein Junger 18-jähriger Bursche, der auf einem Esel herangetrabt kam, und den Alten mit »Vater« und ihn mit »Großmutter« anredete, sich zu ihnen gesellte.

Nach zwei Stunden des Weges begann die drückende Last Hassan lästig zu werden. Er überlegte lange, wie er sich verhalten sollte, und fasste schließlich den Plan, sich den beiden Kabylern zu erkennen zu geben und ihr Schweigen mit Geld, das er ja bei sich führte, zu erkaufen.

Er blieb also plötzlich stehen und riss seine Gesichtsverkleidung ab.

Wäre das seinen Begleitern auch nicht weiter aufgefallen - denn die Kabylinnen gehen oft unverschleiert - so musste der rote Bart des alten »Großmütterchens« bei den beiden mindestens Verwunderung auslösen.

Er löste sprachloses Erstaunen und Schrecken aus. Die abergläubischen Kerle glaubten an einen Teufelsspuk, flohen, wie von Furien gejagt, in verschiedenen Richtungen auseinander und ließen Hassan allein auf freiem Feld stehen. Er wollte schreien, sie zurückrufen. Doch sie waren im Nu wie vom Erdboden verschwunden.

Eine ganze Weile stand er unschlüssig da. Dann kam das alles andere beherrschende Gefühl der Freiheit über ihn, und infolge desselben die Zuversicht, sich nach Tuggurt, so weit es auch noch war, durchzuschlagen zu können.

Er hatte Geld, war der Sprache des Landes mächtig. Hol-
lah! Aber die Verkleidung!

Nun wurde ihm das, was ihm bisher eine Last gewesen war, zum Segen. Er öffnete den Warenpack und fand darin nicht nur Lebensmittel, sondern auch einen vollständigen Anzug, wie ihn die Bewohner der Gegend bei Festlichkei-

ten tragen. Heißhungrig machte er sich zunächst über die Essvorräte her, wanderte dann zu einem nahen Olivenwäldchen, vertauschte die primitive Frauenkleidung mit dem gefundenen Anzug und legte sich zum Schlummer nieder.

Gestärkt erwachte er am Morgen und schritt rüstig nach Süden fürbass, hielt sich aus Vorsicht zunächst noch jeder menschlichen Behausung fern, durchwanderte die Pflanzungen und suchte stets sobald wie möglich die schützenden Wälder zu erreichen.

Er bedurfte ja einstweilen menschlicher Hilfe nicht, da er noch Lebensmittel aus dem Warenpack des alten Kabylen bei sich führte.

So erreichte er glücklich, immer dem Gebirgsthron des Dschebel Aures zustrebend, Batna, kam unter Begleitung freundlicher Araber nach El Kantara, der ersten Stadt in der Sahara, und setzte - in dem erhebenden Gefühl der Gewissheit, der Macht des Bey von Constantine und dem sicheren Tode entronnen zu sein, seine Reise bis Tuggurt fort, durch Wüste und Oase, durch unermessliches Sandmeer und tausendwipfelige Palmenwälder.

Pava Länta auf der Wolfsjagd

Von Seved de Vylder

Der Lappe und der Wolf leben wie Hund und Katze. Doch ist dieser Ausdruck noch viel zu zahm, um die erbitterte, hasserfüllte Todfeindschaft richtig zu bezeichnen, die der Lappe gegen das elende Graubein, den »gammal naudi«, den alten Räuber, hegt. Dieser Hass wird dem Lappenjungen schon in seinen frühesten Jahren - sozusagen mit der Muttermilch - von den Eltern eingeflößt, und er schlägt im Verlauf seines mühsamen Lebens durch manche bittere Erfahrung immer tieferer Wurzeln. Der arme Teufel, das stets von Hunger gepeinigte Graubein, ist im Grunde genommen der unschuldige und leidende Teil. Er ist von Natur aus gutmütig wie der treue Hund, zu dessen Stammvätern er gehört. Was kann er dafür, dass ihn Väralden-olmaj, der Gott des Samevolkes, der Hochfjällen, der weiten Heiden und Moore, nicht als Wiederkäuer erschaffen hat? Er ist einmal zum Fleischfressen bestimmt und muss seine Nahrung nehmen, wo er sie findet. Und die Rentiere sind leckere Bissen und geben aus. Wenn er einmal eins erwischt, kann er sich so recht knüppelsatt vollfressen. Das ist zu verführerisch!

Doch der Lappe hat kein Verständnis für die Nöte des armen Teufels. Sind die Rentiere nicht sein rechtmäßiges Eigentum? Hat er sie nicht mit viel Mühe aufgezogen? Hütet er sie nicht wie seinen Augapfel? Führt er sie nicht auf steter Wanderung vom Hochfjäll bis an den Meeresstrand und vom Meer wieder ins Hochgebirge hinauf, zu immer frischem neuen Weiden? Ist sein ganzes Leben nicht Tag und Nacht, ohne Ruhepause, von Sorge und Arbeit für seine

Herde erfüllt? Und dabei sind seine Rentiere sein einziger Reichtum, seine einzige Einkunftsquelle, die einzige Möglichkeit, sein Leben als freier Lappe zu führen. Verliert er seine Herde, so ist es vorbei mit dem herrlichen, ungebundenen Wanderleben. Dann muss er sesshaft und ein armer Fischerlappe werden, oder gar - wie neuerdings so viele aus dem Stamm des Samevolkes - im Boden wühlen und den Acker bestellen. Denen geht es gerade nicht schlecht. Aber was sind sie gegenüber ihm, den freien Sohn der Ffälle! Kein Wunder, dass der Lappe die grauen Räuber hasst und, wenn er einen aufspürt, keine Ruhe hat, bis er erlegt ist!

Am See Kilpisjärvi hatte Pava Länta, der reiche Lappe, dem über tausend Rentiere gehörten, seine Kata, sein Zelt, aufgeschlagen. Er war vom alten, vornehmen Spikstamm, der seine Ahnen ebenso gut wie ein Adelsgeschlecht durch Jahrhunderte zurück aufzählen kann. Ringsum weideten seine Herden in den Wäldern, auf den Heiden und Mooren unter Aufsicht von Knechten.

Es ist ein wunderbar naturschöner Platz, hoch oben in Lappland, noch weit über dem nördlichen Polarkreis, wohin Pava Länta auf seinen Wanderungen immer wieder zurückkehrte. Hier ragen die Bruderberge, Malla fjäll und Saana fjäll, deren eindrucksvolle Formen den Wanderlappen als zuverlässige Wegweiser dienen, über die Wolken hinaus. Von ihren Flanken stürzen sich blaugrün schimmernde Gletscher hinab, deren Zungen sich in dem kurzen Lapplandsommer in schäumende Wasserfälle und wild brausende Gebirgsbäche auflösen. Außer diesen beiden Riesen erheben noch eine Menge anderer ansehnlicher Berge ihre Häupter ringsumher, und aus Westen grüßen in

zartem rosenrotem Glanz die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Fjälle Norwegens herüber, während die nahen schwedischen Gipfel im tiefsten Purpur erglühen. All diese Pracht, dieses Leuchten und Glänzen spiegelt sich im Sommer auf der klaren Fläche des Kilpisjärvi und färbte jetzt die weiten funkelnden Schneeflächen in schimmerndem ständig wechselnden Farbtönen.

Als Pava Länta gemütlich auf dem Reisigbett, über das weiche Rentierfelle gebreitet waren, beim Feuer in der Kata lag und gerade seinen geliebten Kaffee schlürfen wollte, kam Per Nutti, einer seiner Knechte, hereingestürzt und berichtete, dass die Wölfe drei Rentiere zerrissen hätten. Pava Länta fuhr vom Lager auf, und seine Augen funkelten grimmig. Hastig stopfte er einige Scheiben Rentierschinken, sein Pfeifchen und den Tabaksbeutel in die weite Brust seines Kolts, der warmen Lappenjoppe, und hängte das Pulverhorn und den Kugelbeutel an den Gürtel. Per Nutti gebot er, mit den anderen Knechten die Herden zusammenzutreiben. Sobald dies geschehen sei, sollte er ihm mit noch einem Knecht nachfolgen. Dann hängte er den Stutzen über den Rücken, band sich vor der Kata die Schneeschuhe fest, nahm einen Schneeschuhstab in die linke und den Bärenspieß in die rechte Hand und eilte davon. Die Hunde, die ihm nachlaufen wollten, jagte er mit barschen Worten zurück. Nur der alte Tuolpu durfte mit auf die Jagd gegen seine verhassten Vettern. Die anderen, die jungen Tollpatsche, wären ihm in ihrem blinden Eifer nur hinderlich gewesen.

Bald hatte er die Spuren gefunden. Es mussten, den Fähren nach, fünf bis sechs starke Wölfe gewesen sein. Pava Länta und sein treuer Tuolpu liefen unermüdlich viele, vie-

le Stunden lang über die Schneefläche der Tundra, durch Birkenhaine, aus denen aufgeschreckte Schneehühner mit metallischem Klirren emporschwirrten, an den Fjällen Kuloipaive, Keddesvaara, Rauskasvaara, Paltovaara und Yli Njauko vorbei - rastlos immer weiter den Spuren nach, so dass der arme alte Tuolpu, trotz allen Jagdeifers, kaum mitkommen konnte. Es steckte Kraft und Ausdauer in den Sehnen und krummen Beinen des kleinen Lappen.

Als er über eine Hochfläche kam, fing es an zu schneien, und ein Sturm brauste plötzlich einher und wirbelte den Schnee so toll und dicht in der Luft herum, dass Pava Länta nicht einmal die eigenen Beine, geschweige denn die Spuren sehen konnte. Obgleich es bergauf ging, glaubte er, steil abwärts in einen bodenlosen Abgrund zu laufen. Es schien ihm, als ob er in der Luft schwebte. Glücklicherweise geriet er in ein Wäldchen, das etwas Schutz bot. Hier warf er sich auf den Boden, verzehrte ein paar Scheiben Rentierfleisch, die er mit Tuolpu teilte, rauchte einige Züge aus seinem Pfeifchen und versank dann in Schlaf. Der Hund drückte sich fest an seinen Herrn und suchte Wärme bei ihm.

Nach zwei Stunden erhob sich Pava Länta wieder mit erneuter Kraft. Wo befand er sich jetzt? Er ließ seine Blicke umherschweifen. Gerade vor ihm glänzte der Fjäll Aggovaara und etwas südlicher der Karanesvaara. Er fand sich wieder zurecht. Nun galt es, die Fährten wieder aufzusuchen, wobei ihm Tuolpu die besten Dienste leistete. Aber bald kam er an eine Stelle, wo sich die Spuren trennten. Durch den Sturm, der den Lappen vor sich hertrieb, hatten ihn die Wölfe gewittert, und die schlaunen Tiere waren auseinandergerannt. Ohne langes Zögern folgte er der stärksten Fährte.

Nach einigen Stunden witterte Tuolpu feine Nase den Wolf. Er stürzte mit wütendem Gebell voraus. So hatten sie also doch das schuftige Graubein eingeholt! Der Lappe hat mehr Ausdauer als der Wolf. Auch gleiten die Schneeschuhe leicht über die Skare, die dünne Eisrinde, die auf der Oberfläche des Schnees gefroren ist, hinweg, während sie den schweren Wolf, dessen Läufe durchbrechen, hindert. Noch wenige Minuten anstrengenden Laufes, dann erblickte Pava Länta den gammal naudi, der sich gegen den Hund zur Wehr setzte. Dieser, der alte, erfahrene Tuolpu, umrasste unter wütendem Gekläff den Todfeind und suchte ihn von hinten zu fassen, wobei er gewandt dem fürchterlichen Gebiss des stärkeren Gegners auswich. Der Lappe traute sich des Hundes halber nicht zu schießen, sondern sauste in voller Fahrt auf seinen Schneeschuhen gegen den Wolf, der ihm zornig heulend, mit aufgesperrem Rachen annahm. Im letzten Augenblick, dicht vor dem gefährlichen wilden Tier, erhob Pava Länta den Spieß und stieß ihn mit voller Wucht dem Feind in die Brust. Durch die Schnelligkeit der Fahrt drang die scharfe Spitze tief ein, sodass sich beide, der Wolf und der Lappe, überschlugen und in den Schnee kugelten. Sofort warf sich Tuolpu mit Wutgeheul auf den Wolf und biss sich in seinem Nacken fest. Länta raffte sich hurtig auf, riss den Hund los und gab ihm oben drein einen kräftigen Tritt - ein schlechter Lohn für treue Dienste. Aber er wollte den Pelz nicht verdorben haben. Dann zog er das Lappmesser aus der Scheide und gab zur Vorsorge dem Wolf noch den Genickfang.

Nach kurzer Rast und Stärkung lief Pava Länta gefolgt von Tuolpu zurück, um die anderen Fährten aufzusuchen. Das Fell abzuziehen, nahm er sich keine Zeit. Das lag einst-

weilen gut, wo es war. Wieder wurde es ein viele Stunden langer Lauf, bis er den zweiten Räuber einholte und tötete. Nun musste er sich und dem Hund etwas Nahrung und einige Stunden Schlaf gönnen. Danach ging es auf die Fährte des dritten Wolfes. Es gelang ihm, auch noch den zu erlegen. Er zog ihm das Fell ab, gab nun aber die Verfolgung der anderen auf. Sie hätte ihn zu weit weg geführt.

Auf dem Heimweg traf er bald Per Nutti, der ihm mit dem jungen Knecht Jaakko Pilto nachgeeilt war. Den beiden anderen erlegten Graubeine wurden auch noch die Pelze genommen. Zu guter Letzt lagerten sie am Rand eines Birkenwäldchens. Ein Feuer wurde angemacht. Nutti hatte Mundvorrat und den Kaffeekeßel, ohne den der Lappe nicht lange sein kann, mitgebracht, sodass man die Lebensgeister erfrischen und der wohlverdienten Ruhe pflegen konnte. Über sechzig Stunden hatte die anstrengende Jagd gedauert. Ein europäischer Jäger dürfte es dem kleinen, aber zähen Lappen kaum nachmachen können.

Die beiden Taucher

Eine Erzählung von F. Scharfenberg

An einem Sonntag des Jahres 1912 bot die am Golf von Kalifornien gelegene mexikanische Hafenstadt Guaymas ein ungewöhnliches Bild.

Seit früher Morgenstunde erregte nämlich ein großer Dampfer, von dessen Mast die deutsche Flagge wehte, die Neugier der allzeit schaulustigen Bevölkerung. Er kreuzte beständig in der Nähe der Hafeneinfahrt und schien bald hier, bald dort kurze Zeit zu halten, ohne dass die Stadtbewohner sich zu erklären vermochten, weshalb dies geschah.

Einer von den Zuschauern, der im Besitz eines alten Fernrohres war, entdeckte endlich die Ursache der ungewöhnlichen Schiffsbewegung. Einige auf dem Achterdeck des Dampfers stehende Matrosen loteten unter Aufsicht eines älteren Herrn beständig die Wassertiefe. Man schien aber lange Zeit zu keinem Ergebnis kommen zu können. Erst als die Sonne bereits die Mittagshöhe erreicht hatte, stieß eine von vier Matrosen geruderte Jolle vom Schiff ab und näherte sich dem Land.

Ein alter Herr mit breitem Strohhut and goldener Brille, allem Anschein nach ein deutscher Professor, entstieg dem leichten Fahrzeug und fragte die an der Einfahrt stehenden Männer, wo Lopez Verena, der Taucher, wohne.

Ein junger Mexikaner mit intelligentem Gesicht und blitzenden Augen trat sogleich vor.

»Mein Vater ist tot, Señor«, sagte er.

»Ah! Und wie heißt du?«

»Juan«, antwortete der Gefragte.

»Hat dein Vater dir gezeigt, wie man die Geheimnisse der Tiefe erforscht? Warst du schon auf dem Meeresgrund?«

»Ja, Señor. Man nennt mich den besten Taucher von Guaymas!«, erwiderte der Jüngling stolz. »Schon als Kind habe ich nach Perlen und Schwämmen getaucht und meinen Vater begleitet, wenn er auf das Meer hinauszog. Wenn Sie eine Taucherarbeit von mir verlangen, hoffe ich, Sie zufriedenzustellen.«

»Schön! Doch das Wasser ist sehr tief und gefährlich hier. Hast du Mut, in der Hafeneinfahrt zu tauchen?«, fragte der Deutsche ernst.

»Ich denke doch! Ich habe oft im Hafenbecken getaucht und kann wohl sagen, dass ich den Meeresboden hier gut kenne.«

»Das trifft sich ausgezeichnet!«, rief der alte Herr erfreut. »Sag, mein Junge, hast du auch schon die Stelle gefunden, wo im vorigen Jahr der Dampfer Hermann Petersen aus Lübeck gesunken ist?«

»Jawohl, Señor«, entgegnete Juan Verena. »Ich glaube, bestimmt sagen zu können, dass er ungefähr dort liegt, wo Ihr Dampfer sich jetzt befindet.«

»Richtig! Also stimmt meine Berechnung. Nun sage, Juan, hast du Lust, das Wrack aufzusuchen? Eine gute Belohnung ist dir sicher!«

»Gern, Señor!«, rief der junge Mexikaner und fuhr dann fragend fort: »Darf ich wissen, was ich auf dem Grund zu tun habe?«

»Es handelt sich um eine kleine, aber schwere Kiste, die heraufgeholt werden soll. Sie steht in einem Geheimfach in der Kapitänskajüte und muss noch vorhanden sein. Doch da fällt mir ein: Wie wäre es, wenn du noch einen Mann

mit hinabnehmen würdest! Denn ich befürchte, dass das Aufbrechen der Schiffsluken und der Transport der Kiste an einen einzelnen Mann zu hohe Anforderungen stellen werden. Hast du nicht einen Bekannten, der mit dir das Wagstück ausführt? Zwei vollständige Taucherausrüstungen nebst allem Zubehör befinden sich an Bord.«

»Pablo Guttierrez! Er taucht und schwimmt wie ein Fisch!«, rief einer der Umstehenden.

Der junge Taucher trat einen Schritt zurück, nachdem er einen zornfunkelnden Blick auf den Vorlauten geworfen hatte. Auf seinem braunen Gesicht, das bisher keine Spur von Erregung gezeigt hatte, lag plötzlich der Ausdruck finsteren Hasses.

»Señor, ich bitte Sie!«, rief er dann mit funkelnden Augen. »Wollen Sie, dass ich mit einem Mann hinabgehe, der mein bitterster Feind ist?«

»So schlimm wird es wohl nicht sein«, entgegnete beschwichtigend der Deutsche. »Was hat dir dieser Mann getan, dass du ihn deinen bittersten Feind nennst?«

»Was er mir getan hat?«, rief der heißblütige Mexikaner leidenschaftlich. »Fragen Sie alle, die hier stehen, was Pablo Guttierrez mir angetan hat! Er hat meinen Vater getötet! Bei der Heiligen Jungfrau, ich werde es ihm vergelten, sobald meine Zeit gekommen ist!«

»Alle Wetter! Das ist freilich eine böse Sache!«, murmelte betroffen der Professor. »Wie geschah denn das? Im Streit?«

»Sie gerieten im Montenspiel wegen eines Pesos in Streit«, antwortete Juan Verena. »Einige sagen zwar, mein Vater habe zuerst zum Messer gegriffen, und Pablo Guttierrez sich seiner nur erwehrt. Doch gleichviel! Mein Vater wurde töd-

lich getroffen, und der Mann, der das Messer gegen ihn gezogen hat, ist mein Feind!«

Ärgerlich schüttelte der Deutsche den Kopf. »Lasst den Streit für heute ruhen«, sagte er bestimmt. »Verrichtet gemeinschaftlich die Arbeit und unterstützt euch gegenseitig. Denn es wird schwer sein, die Kapitänskajüte aufzufinden, da das Wrack schon tief in Sand und Schlick liegen wird. Ich hatte meine Hoffnung auf deinen Vater gesetzt und denke doch nicht, dass du sie zuschanden machen willst! Jeder von euch erhält vierzig Pesos, wenn ihr die Kiste unbeschädigt heraufbringt. Sie enthält Schiffsinstrumente von hohem Wert und darf auf keinen Fall verloren gehen. Nun, wie denkst du über meinen Vorschlag?«

Obgleich die in Aussicht gestellte, für seine Verhältnisse hohe Belohnung einen tiefen Eindruck auf Juan machte, überwog doch seine Abneigung gegen den Mann, der ihm einen so großen Schmerz zugefügt hatte, das vorteilhafte Angebot.

Der deutsche Professor betrachtete ihn. Er kannte die Verhältnisse des Landes und wusste, dass vierzig Pesos ein kleines Vermögen für den jungen Taucher bedeuteten.

»Verständige dich mit Pablo Guttierrez«, drängte er dann. »Vergiss für einige Stunden deinen Groll und hole den Mann her, damit ihr gleich mit mir zum Schiff fahren könnt.«

Ein untersetzter, breitschultriger Mensch drängte sich durch die Menge, blieb aber, als er Verena gewährte, unschlüssig stehen.

»Ich will versuchen, meinen Groll zu überwinden!«, sagte finster Juan Verena, der einen Blick hinter sich geworfen hatte. »Fragt Guttierrez selbst, Señor. Dort steht er.«

Der Professor winkte den abseitsstehenden Mann heran, der nur zögernd näher trat.

»Du bist Pablo Guttierrez«, fragte er.

»Ja, Señor.«

»Hast du Lust, mit Juan Verena eine Kiste vom Wrack der Hermann Petersen heraufzuholen? Ich biete dir vierzig Pesos für die Arbeit.«

»Gern, Señor, vorausgesetzt, dass Verena mit meiner Begleitung einverstanden ist.«

»Er ist damit einverstanden. Er wird in dir nur den Gefährten und nicht den Feind sehen. Kommt mit zur Jolle.«

Kurz darauf glitt das kleine Fahrzeug zum Dampfer zurück, und die beiden Taucher gingen an Bord, ohne sich eines Blickes gewürdigt zu haben.

Eine Stunde später standen Juan Verena und Pablo Guttierrez auf dem Verdeck des Dampfers zur Fahrt in die Tiefe bereit.

Sie trugen die neuzeitlichen Taucherkostüme, die der Professor eigens für diese Zwecke mitgebracht hatte, und machten einen seltsamen Eindruck.

Beide Männer waren vom Kopf bis zu den Füßen in den aus Rock und Hose bestehenden sogenannten Taucherburnus gehüllt, der durchaus wasserdicht war, da sein Stoff aus stark gewebten, mit Gummi durchtränkten Leinenzeug bestand, zwischen dessen doppelten Lagen außerdem noch Gummipplatten eingelegt waren. An den Ärmeln dieses Gewandes befanden sich starke Kautschukmanschetten, die luftdicht das Handgelenk umschlossen, und Gummiarmbänder. Am oberen Rand des Anzuges war ein starker Gummikragen befestigt, auf dem der interessanteste und zugleich wichtigste Teil der Ausrüstung, nämlich der Tau-

cherhelm, aufgesetzt war.

Dieser Helm bestand aus zwei Teilen, dem Schulterstück, das die Befestigung des Helmes am Anzug vermittelt, und dem gerundeten Aufsatz, dem Kopfstück, beide aus Kupfer geschmiedet. Von den mit dicken Gläsern verschlossenen Öffnungen des runden Kopfstückes konnte die oberste abgeschraubt werden. Sie wird erst luftdicht verschlossen, wenn der Taucher ins Wasser hinabsteigt.

Der Helm selbst ist durch eine fest angeschraubte Röhre mit dem auf des Tauchers Rücken befindlichen Luftregulator verbunden. Von diesem führt ein starker Gummischlauch zur Luftpumpe hoch, die den von der Außenwelt völlig abgeschlossenen Mann mit der nötigen Luft versorgt. Am Regulator befindet sich außerdem ein Ventil, durch das die vom Taucher ausgeatmete Luft entweicht.

Die etwa zwei Zentner schwere Ausrüstung der Männer, einschließlich der großen herzförmigen Bleistücke auf Brust und Rücken, wurde noch durch plumpe, mit dicken Bleisohlen versehene Schuhe vervollständigt. Am starken Lendengürtel eines jeden war ein langes Bastseil befestigt, mit denen die Taucher nach getaner Arbeit heraufgeholt werden sollten.

Der Professor hatte den beiden Männern die Lage der Kapitänskajüte sowie den Ort des fraglichen Geheimfaches genau beschrieben, sodass sie nicht leicht fehlgehen konnten. Er stand mit ihnen auf dem Verdeck und hielt eine Flasche feurigen mexikanischen Weins in der Hand, von dem er jedem ein Glas voll einschenkte. Dann schritt er auf die Schanzverkleidung des Schiffes zu, wohin ihm die beiden Mexikaner mit schwerfälligen Schritten folgten.

»Ich sage also nochmals: Seid vorsichtig!«, ermahnte der

Deutsche. »Vergesst euren Groll und haltet zusammen wie gute Kameraden. Denkt stets daran, dass ihr eine Arbeit ausführen wollt, bei der es sich um Tod und Leben handelt!

Ein dreimaliges Rucken am Seil ist das Zeichen für uns, euch heraufzuziehen. Und nun: Glück auf den Weg, ihr Männer!«

Ein Matrose brachte zwei Glühlampen in gläsernem Gehäuse, welche die Meerestiefe taghell erleuchten sollten, um ein Auffinden des Wracks zu ermöglichen, und von denen jeder der beiden Taucher nun eine erhielt. Dann nahm noch jeder ein kurzes, schweres Beil zur Hand und steckte ein Dolchmesser in den Gürtel. Hierauf schraubte der Professor ihnen das obere verschiebbare Glas des Helmes, durch das sie bisher geatmet hatten, zu und trat zurück. Sofort nahm die Luftpumpe ihre Tätigkeit auf.

Der Abstieg begann.

Eine mit Haken versehene Leiter hing von der Schanzverkleidung des Schiffes bis zum Wasserspiegel hernieder. Auf ihr kletterten die Taucher hinunter. Einer nach dem anderen verschwand im nassen Element, und die Flut schloss sich über ihren Helmen.

Von den Basttauen gehalten, sanken die Taucher nun langsam in die Tiefe. Trotzdem es in dem Luftschlauch knatterte und knisterte, kannten sie keine Furcht. Tauchten sie doch nicht zum ersten Mal, sondern von Jugend auf mit den Gefahren des Meeres vertraut, sahen sie in diesem abenteuerlichen Beginnen nur eine kurze, angestrengte Tätigkeit, die ihnen einen für ihre bescheidenen Verhältnisse recht hohen Verdienst einbrachte.

Die Berechnungen des Professors sowie Juan Verenas Vermutungen erwiesen sich als richtig.

Kaum hatten die beiden den Meeresboden erreicht und ihre Glühlampen aufleuchten lassen, als sie schon nach kurzem Suchen, nicht weit von sich entfernt, eine dunkle, unbestimmte Masse gewahrten.

Es war das Wrack der Hermann Petersen, das inmitten seltsam geformter Korallenfelsen schon tief in Sand und Schlick begraben lag.

Juan zeigte mit der Hand auf die Überreste des ehemaligen stolzen Schiffes und deutete dem Gefährten, dass der Ort ihrer Tätigkeit vor ihnen liege.

Pablo Guttierrez nickte, und beide Männer schritten auf das Wrack zu.

Der Meeresboden war den Tauchern nicht günstig. Er war aus weicher, breiiger Masse, dem sogenannten Schlick, gebildet, der sie bei jedem Schritt tief einsinken ließ und ihre Gelenke wie mit Eisenklammern umgab.

Eigenartige Gewächse und sonderbar geformte, niedrige Korallen zertraten sie mit den schweren Bleischuhen. Fische mit seltsamem Aussehen, vom grellen Licht angezogen, strichen furchtlos an ihnen vorüber. Sie achteten nicht darauf.

Als die Taucher das Wrack erreicht hatten, beleuchtete Juan kurz die tiefen Einschnitte des Korallenfelsens, zwischen denen das gestrandete Wrack lag. Denn er wusste aus Erfahrung, dass diese Aushöhlungen oft den Schrecken der kalifornischen Küste, den Riesentintenfisch, beherbergten. Das Zusammentreffen mit einem dieser muskelstarken Polypen aber konnte für die Taucher leicht gefährlich werden.

Doch alles schien sicher. Nach einigen Mühen hatten sie das schräg liegende glatte Wrack erklommen, das schon

dicht mit Seegewächsen und Muscheln bewachsen war. Es sah wüst und zerschlagen aus. Die Maste waren gekappt, die Schanzverkleidung war zerbrochen und das Steuerhäuschen samt den Rettungsbooten verschwunden. Kurz, das Aussehen des Wracks zeigte deutlich die zerstörende Gewalt des Sturmes, dem der Dampfer zum Opfer gefallen war.

Nach harter Arbeit öffneten die Männer die durch das Wasser zugequollene Luke, die in das Innere hinabführte, wobei sie fortwährend achtgeben mussten, dass das Lasttau und der Luftschlauch sich nicht verwirrten.

Dann gingen sie die Treppe hinunter und wandten gleich darauf entsetzt den Kopf, als sie unten einen ertrunkenen Matrosen gewahrten, der mit seinen hin und her fließenden Gewändern einen schrecklichen Anblick bot. Wäre die Luke nicht so dicht verschlossen gewesen, so wäre der tote Körper wohl längst verschwunden gewesen.

Die Taucher pressten die Zähne zusammen und schritten weiter.

Als sie die Kapitänskajüte erreichten, fanden sie ihre Tür weit offenstehen. Sie beleuchteten die Wände des Raumes und griffen nach ihren Beilen, da sie den ihnen vom Professor bezeichneten Ort des Geheimfaches nunmehr gefunden hatten.

Pablo Guttierrez, als der Stärkere, zerbrach nach einiger Anstrengung die Holzvertäfelung und zog die wasserdicht verpackte Kiste hervor, die unbeschädigt und von beträchtlichem Gewicht war.

Nach kurzen, fragenden Gebärden, die sein Gefährte zustimmend beantwortete, schob Pablo sein Beil in den Gürtel, befestigte auch die elektrische Lampe daran und hob

die Kiste auf seine breiten Schultern, während Juan Verena, vorwärtsschreitend und auf den Weg leuchtend, die Treppe wieder hinaufstieg.

Der Abstieg vom Wrack ging glücklich vonstatten, und bald befanden sich die beiden Taucher außerhalb des gestrandeten Dampfers.

Ein schwieriger Teil ihrer Tätigkeit war ohne Zwischenfall beendet. Nun galt es, die kurze Strecke bis zu der Stelle zurückzulegen, wo sie den Meeresboden zuerst betreten hatten.

Pablo Guttierrez schritt gebückt unter seiner Last, während er die Augen auf den Boden gerichtet hielt. Hätte er einen Blick auf das Gesicht seines Gefährten werfen können, hätte er wohl nicht so ruhig seinen Weg fortgesetzt.

Die Augen Juan Verenas hatten nämlich seit einigen Minuten einen seltsamen, starren Ausdruck angenommen. Seine Gesichtszüge erschienen totenblass unter dem Taucherhelm, und plötzlich flammte es wie in wilder, unbezähmbarer Leidenschaft in seinen Augen auf.

War es die Folge des genossenen schweren Getränkes, die ihn alles andere vergessen ließ, oder rief die Gegenwart des verhassten Mannes aufs Neue die Vergangenheit in ihm wach. Er konnte die Augen von dem arglosen Gefährten nicht mehr abwenden. Plötzlich zuckte seine Hand nach dem Messer im Gürtel.

»Ein Schnitt - und er wäre nicht mehr!«, durchfuhr es den Mexikaner. »Er würde niemals das Tageslicht wiedersehen, und mein Vater wäre gerächt!«

Fast gleichzeitig mit seinen Gedanken zuckte die mit dem Messer bewaffnete Hand hoch, um in wilder Rachsucht den Luftschlauch des ahnungslosen Pablo zu durchschnei-

den und ihn einem furchtbaren Tod zu überliefern. - Da fuhr Juan erschrocken zusammen und stieß unter dem Taucherhelm einen Schrei des Entsetzens aus.

Das Messer entfiel seiner kraftlosen Hand.

Einige Schritte entfernt gewährte er in der Aushöhlung eines Korallenfelsens ein unförmliches, seltsam gefärbtes Tier mit großen Augen und langen, hin und her schießenden Fangarmen, die sich blitzschnell zu einem Knäuel zusammenballten, dann wieder wie Beute suchend ausschnellten und durch das Wasser fuhren.

Juan sah die Augen des Riesentintenfisches, der ununterbrochen die Farbe wechselte und in allen Farbenabstufungen schillerte, gerade auf sich gerichtet.

Der Mexikaner stand starr wie der Vogel unter dem Bann des Schlangenblickes.

Er wollte den Gefährten gerade warnend anstoßen und schnell aus der Nähe des gefährlichen Tieres fliehen, da sah er plötzlich den Schatten des Polypen über sich und fühlte mit Todesschrecken, wie sich ein schlangengleicher Arm blitzschnell um seinen Körper legte und ihn unbeweglich an den Ort fesselte, wo er sich befand.

Ein zweiter und dritter Fangarm schlang sich ihm sofort darauf um Hals und Schultern und drohte, ihm die Glieder zu zerbrechen, wobei Juan einen so furchtbaren Schmerz empfand, dass er dem muskelstarken Saugarm des Tieres keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen vermochte.

Doch sah er, wie sein Gefährte das Dolchmesser aus dem Gürtel riss und todverachtend auf das ungeheure Tier eindrang. Dann schwand ihm die Besinnung.

Der nächste Augenblick musste über sein Leben entscheiden ...

Auf dem Achterdeck des Dampfers schritt währenddessen der Professor unruhig auf und ab.

Hin und wieder warf er einen Blick auf die Luftpumpe, an der vier Männer unablässig tätig waren, und wandte sich dann an den Steuermann, der mit der Uhr in der Hand bei den Matrosen stand, welche die Baststricke hielten, an denen die Taucher heraufgezogen werden sollten.

»Wie lange sind sie schon unten«, fragte er besorgt.

»Dreiundzwanzig Minuten«, antwortete dieser achselzuckend nach einem Blick auf die Uhr.

»Ich begreife es nicht!«, sagte der alte Herr unruhig. »Entweder können sie das Wrack nicht finden oder es ist etwas passiert! Gebt gut Obacht auf die Taue!«, rief er den Matrosen zu. »Ein dreimaliges Rucken am Tau ist das Zeichen zum Heraufholen.«

Er stellte sich in ihre Nähe und blickte scharf auf die Baststricke. Plötzlich begannen sie sich ungestüm zu bewegen. Es war nicht das verabredete Zeichen, sondern ein fortwährendes Reißen und Ziehen am Tau wie in höchster Not.

»Holt die Taue ein, Leute! Schnell - holt ein!«, rief aufgeregt der Professor. »Da ist etwas Unvorhergesehenes passiert oder ein Unglück geschehen!«

Mit diesem Ausruf sprang er auf die Männer zu und half selbst, die Taue hochziehen.

Ein paar angstvolle Sekunden verstrichen, die den Männern wie eine Ewigkeit vorkamen. Dann teilte sich die Flut, und die Gestalten der beiden Taucher wurden sichtbar. Während der eine von ihnen eine kleine Kiste krampfhaft umfasst hielt, schien der andere ohne Besinnung zu sein. Denn er bewegte sich nicht und ließ die Arme schlaff am Körper herunterhängen. An seinem Burnus aber klebten

vier oder fünf längliche Gegenstände, die große Ähnlichkeit mit Schlangenkörpern hatten.

Der Professor warf einen Blick darauf und wurde blass.

»Herauf mit ihnen - schnell herauf!«, rief er hastig den Matrosen zu.

Einige Sekunden später befanden sich beide Mexikaner in Sicherheit. Im Nu waren die Helme abgeschraubt und die wassertriefenden Gewandungen abgestreift.

Während sich der Schiffsarzt um den besinnungslosen Juan bemühte, lehnte Pablo Guttierrez halb ohnmächtig an der Reling. Er schien vollständig entkräftet zu sein.

Der Professor trat auf ihn zu und drückte ihm dankend die Hand. »Ruhe dich aus, mein Freund!«, sagte er, als der Mexikaner eine Erklärung des Vorgefallenen geben wollte. »Ich weiß schon, was ihr da unten erlebt habt. Es war eine Riesensepia, wie ich an den Saugarmen dem Unhold zu Leibe gegangen und hast dadurch deinen Landsmann vom sicheren Tod errettet. Denn ohne deine Unerschrockenheit hätte er Guaymas nicht wiedergesehen!«

Zwei Stunden später legte Juan Verena seine Hand in die seines Gefährten.

»Lass uns die Vergangenheit vergessen, Pablo Guttierrez«, sagte er versöhnend. »Du hast mich vor einem entsetzlichen Tod bewahrt. Ohne deine Hilfe wäre ich dem Tier zur Beute gefallen. Lass uns Freunde sein für immer!«